

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

Coloured covers/
Couverture de couleur

Coloured pages/
Pages de couleur

Covers damaged/
Couverture endommagée

Pages damaged/
Pages endommagées

Covers restored and/or laminated/
Couverture restaurée et/ou pelliculée

Pages restored and/or laminated/
Pages restaurées et/ou pelliculées

Cover title missing/
Le titre de couverture manque

Pages discoloured, stained or foxed/
Pages décolorées, tachetées ou piquées

Coloured maps/
Cartes géographiques en couleur

Pages detached/
Pages détachées

Coloured ink (i.e. other than blue or black)/
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)

Showthrough/
Transparence

Coloured plates and/or illustrations/
Planches et/ou illustrations en couleur

Quality of print varies/
Qualité inégale de l'impression

Bound with other material/
Relié avec d'autres documents

Continuous pagination/
Pagination continue

Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure

Includes index(es)/
Comprend un (des) index

Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

Title on header taken from: /
Le titre de l'en-tête provient:

Title page of issue/
Page de titre de la livraison

Caption of issue/
Titre de départ de la livraison

Masthead/
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments: /
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below /
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>									



Der für uns im Garten Blut geschwitzt hat.



Rundschau vom Berge Karmel.

1. Jahrgang.

April, 1898.

Nummer 7.

O f t e r - H y m n u s .

Gregor's des Großen.

Heiter röthet sich der Morgen,
Zubel durch die Lüfte schwebt;
Alle Welt von Freud erjauchzet,
Nur die Hölle ächzt und hebt.

Herrlich ist der Kampf gelungen
Und des Feindes Macht besiegt;
Tod und Finsterniß der Hölle
Zu des Siegers Füßen liegt.

Aus dem festverschloßnen Grabe,
Aus der dunkeln Todesnacht
Dringet er hervor zum Leben
Siegreich mit der GotteSmacht,

Seine Jünger noch verwaistet,
Sind von Traurigkeit erfüllt;
Stets umschwebt sie seines Lobes,
Seiner bittern Leiden Bild.

Doch den Frauen an dem Grabe
Zeiget sich ein Himmelsbol':
„Sehen solltet ihr,“ verheißt er,
„Euren Heiland, euren Gott!“

Silend gehn sie zu den Jüngern
Mit dem freudigen Bericht;
Und sie schauen wonnetrunken
Ihres Jesus Angeficht.

Und die Jünger eilen jauchzend
Hin nach Galiläa's Höhen,
Den, den sie so sehr geliebet,
Ihren Meister, selbst zu sehn.

Mit wie heitern Freudenstrahle
Brach der Tag dem Erdkreis an!
Da sie ihn von Angefichte,
Ihn, den Auferstandnen, sahn.

Sahen seines Leibes Wunden
Mit Verklärung angelhan;
Und es laut der Welt bezeugten,
Daß sie den Erstandnen sahn.

Jesu, sanftmuthvoller König!
Zieh in unsere Herzen ein,
Daß wir immer deinen Namen
Dank- und Preisgefänge weihn.

Die Größe und Ehre der Allerseligsten Jungfrau.

Von Ed. Hefner, Cincinnati, D.



etrachten wir nun im besondern die bedeutungsvolle Stellung, welche Maria beim göttlichen Rathschlusse der Welterlösung im Reiche der Gnade eingenommen, ihr wunderbares Verhältniß zum Sohne Gottes, unsrerem Heilande und Erlöser, und damit ihre lebendigen Beziehungen zu dem erlösten Menschengeschlechte! Wie wunderbar und wichtig ist Mariens Stellung, Lauf und Wirksamkeit im Reiche der Gnade! Wenn ich sage, ihr Dasein halte eine weltgeschichtliche Bestimmung, so würde ich von ihr etwas sehr Geringses, ja Unbedeutendes gesagt haben, obwohl es im weitesten Sinne der Worte und noch unendlich darüber hinaus wahr ist und dieser Ausspruch die höchste menschliche Berühmtheit bezeichnet. Mariens Größe aber beginnt bei der äußersten Marke des Menschlichen. Sie war berufen durch Gott von Ewigkeit, in der Zeit Seinen ewigen Rathschluß mit auszuführen, gleichsam der Ausgang dieser Ausführung auf Erden zu sein;—nicht also etwa, wie gottbegeisterte Männer durch Wort und That wichtige Werkzeuge in Gottes Hand sind, sondern, um mich so auszusprechen, durch persönliches Eingehen oder vielmehr durch persönliches Hinauf- und Hinabgenommen werden in jenen Rathschluß. „Der heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten, darum wird auch das Heilige, welches aus dir geboren wird, Sohn Gottes genannt werden. Die unbegreifliche jungfräuliche Mutterchaft Mariens ward gleichsam zur Brücke über den Abgrund, welchen die erste Sünde zwischen Gott und den Menschen grub, ward der Anknüpfens- und Wendepunkt in dem Werke der Welterlösung. Die geistig leibliche Menschennatur in Jesus

Christus ist von dem schöpferischen Worte (Logos oder Gott Sohn) zu persönlicher Einheit aufgenommen; als neuer, sündloser Mensch konnte Jesus Christus auf natürlichem Wege nicht in die Welt eintreten, sondern als Sohn der Jungfrau, die deshalb in Wahrheit Gottesgebärende ist und mit Recht genannt wird. Auf welchem hohen und wunderbaren Standpunkt sehen wir da Maria, die Mutter des Weltheilandes, vor unseren Augen erhoben, in welchem geheimnißvollem Verhältniß die ganze Menschheit durch sie zur Gottheit hingestellt! Maria war eine Sterbliche wie wir; aber in ihrem jungfräulichen Schooße hat sie Denjenigen getragen, der vom himmlischen Vater von Ewigkeit her erzeugt, sie hat Denjenigen in ihrem Schooße getragen, Den die Himmel nicht zu fassen vermögen; in ihrem jungfräulichen Schooße hat sich Jesus Christus des ewigen Vaters ewiger Sohn mit menschlicher Hülle umkleidet. Diese wunderbare Begebenheit verkündete der Prophet viele Jahrhunderte vorher: „Höre es, Haus Davids! — — Der Herr selbst wird dir ein Zeichen geben; siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und sein Name wird sein Emanuel, das ist Gott mit uns (Isai. 7, 14).“ Drei Werke, drei Einigungen, bemerkt der heilige Bernardus, wirkte die allmächtige Majestät bei Annahme unsrer Fleisches, so einzig wundervoll und so wundervoll einzig, daß Aehnliches weder geschah noch geschehen wird auf Erden. Vereint nämlich haben sich Gott und Mensch, Mutter und Jungfrau, der Glaube und das Menschenherz. — — Die zweite Einigung ist die der Mutter und Jungfrau in einer Person. Von dem Anfange der Welt, ist es unerhört, daß die, welche gebar, Jungfrau war, daß Mutter ward die, welche Jungfrau geblieben — —! (Serm.

3 in Natio. Dom. n. 7 et 9). Kein menschlicher Verstand reicht hin, sich vorzustellen, wie Gott Maria höher erheben und inniger mit sich hätte verbinden können, als dadurch, daß Er sie zu Seiner wahren und wirklichen Mutter machte. „Gott hätte,“ ruft der heilige Bonaventura aus, „eine größere Welt und einen geräumigeren Himmel erschaffen können; unmöglich war es Ihm, ein Geschöpf höher zu erheben als da Er es zu Seiner Mutter machte.“—Der heilige Ephraem ebenso: „Dadurch allein, daß von der allerheiligsten Jungfrau gesagt wird, daß sie Mutter Gottes ist, übersteigt sie alle Erhabenheit, welche nach Gott weder ausgesprochen noch gedacht werden kann!“ Ferner der heilige Thomas von Villanova: „Es genügt um alle Heiligkeit und Vortrefflichkeit Mariens zu beschreiben, mit dem Evangelium zu sagen: Sie sei diejenige, von der geboren ist Jesus. Die Mutter des Unendlichen nimmt Teil an einer gewissen Unendlichkeit.“ Und der heilige Thomas von Aquin: „Dadurch daß Maria die allerheiligste Jungfrau—Mutter Gottes ist, zieht sie eine gewisse unendliche Würdigkeit aus dem unendlichen Gute, das Gott ist; aus diesem Grunde kann es nichts geben, was vortrefflicher wäre als sie, sowie es nichts geben kann was vortrefflicher als Gott ist.“ „Daher kann auch,“ bemerkt der heilige Alphons Liguori, „kein Name, weder der einer Königin Himmels und der Erde, noch irgend eine andere Auszeichnung mehr ehren und erfreuen, als der Name Mutter Gottes. Unter allen herrlichen Anreden in der Laurentianischen Litanei, dürfte als die glorreichste angesehen werden: „Du wunderbare Mutter,“ weil Maria die Mutter des Sohnes Gottes ist, ferner weil sie Mutter und Jungfrau zugleich ist und endlich weil sie einen so vortrefflichen Sohn hat, daß Gott der Vater von Ewigkeit her keinen vortrefflicheren hatte erzeugen können. So steht Maria als die Einzige da und wird ewig als die Einzige dastehen, was ihr geworden, das kann keiner zweiter werden. Sie ist

der Schmuck und die Krone des Menschengeschlechtes, da uns geoffenbart, wie in ihr die Menschheit bis zum Höhepunkt ihrer Würde erhoben wurde, bis dahin nämlich, wo sie in Jesus Christus ihrem Sohne zur persönlichen Vereinigung mit der Gottheit gelangte. Unerlöschlicher Born der Verehrung und Liebe gegen sie und der Beglückung für Alle, die guten Willens sind. Maria ist der Morgenstern, welcher dem Tage der Erlösung, ehe er auf Erden anbrach, voranging; sie ist die Pforte des Himmels, durch welche der Erlöser herab auf diese Welt flog, so wie sie wieder für uns die Pforte wird, durch welche wir einstens den Eingang finden in das Reich der ewigen Glückseligkeit.

Schauen wir das wunderfame Wechselverhältnis, worin sie zum Gottmenschen Jesus Christus dem Welttheilande als Mutter zu ihrem Sohne steht! Hat Er nicht aus ihr die Menschennatur angenommen? „Darum wird auch das Heilige, welches aus dir geboren wird, Sohn Gottes genannt werden.“ (Luk. 1, 35) „Von welcher geboren ward Jesus, der genannt wird Christus (Matth. 1, 16). Sie hat das göttliche Jesukindlein mit süßester Mutterliebe auf den Armen getragen, und alle Mutterpflichten an ihm erfüllt, an Ihm als an dem von Gott verheißenen Erlöser, an Seinen Lippen, Blicken, an allen Umständen Seines Lebens hat sie mit unaussprechlicher Wonne gehangen. „Mein Sohn,“ sprach sie, „warum hast du uns das gethan? (Luk. 2, 48) Nennt nicht Maria den König Himmels und der Erde ihren Sohn? „Welcher Engel dürfte sich dessen erköhnen? Maria aber im Bewußtsein ihrer göttlichen Mutterchaft nennt traulich Sohn—jene Majestät, welcher die Engel in tiefster Ehrfurcht dienen, und der Gottmensch hält es nicht unter seiner Würde, das genannt zu werden was Er wirklich zu sein sich herabließ; denn bald darauf sagt der Evangelist: „Und Er war ihnen unterthan.“ (Luk. 2, 51) Wer war da unterthan und wem war Er es? Gott den Menschen; Gott also, dem die Engel

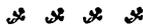
gehorsam sind, dessen Willen die Fürstenthümer und Mächte befolgen, war Maria gehorsam. „Bewundern wir beides,“ ruft hier der heilige Bernardus aus „und es entscheide, wer es vermag, was mehr zu bewundern ist, die mildeste Herablassung des Sohnes oder die glänzende Würde der Mutter?“ Daß Gott einem Menschen gehorche, ist die beispielloseste Demut; daß aber ein Weib Gott Befehle erteilen könne, ist eine Erhabenheit, die nimmer ihres Gleichen hat. In so zarter, ebenso natürlicher als wunderbarer Verbindung stand sie mit Jesus Christus, in so heiligem Umgange, in so innigster Teilnahme in allen Lebensereignissen des Herrn, in so vertraulicher Gegenwart bei Seinen Lehrvorträgen und Wunderthaten, bei Seinen Triumphen und Leiden, besonders am Tage der Welterlösung auf Golgatha, daß wir sie deshalb bewundern, verehren, lieben und unaussprechlich selig preisen müssen. Schon rief damals unter dem Volke ein Weib aus: Selig der Leib, der dich getragen, und selig die Brüste, die du gesogen hast (Luc. 11, 27). Ja, seitdem der Sohn Gottes aus der allerseeligsten Jungfrau Fleisch angenommen hat, gebührt ihr nächst Gott die größte Ehre. Wir folgen in unserer Verehrung dem Sohne nach, der selbst Seine Mutter geehrt hat. Hievon uns zu überzeugen, reicht das Wenige hin, welches uns die heilige Schrift über diesen Punkt mittheilt. Er unterwarf, wie ich bereits bemerkt habe, die Jahre Seiner Kindheit und Jugend ihrer Ob- und Leitung; Er verrichtete beim Beginnen Seines öffentlichen Auftretens auf ihre Fürbitte Sein erstes Wunder (Joh. 2, 11) und wenn sie bei dieser Gelegenheit anempfehlte: „Was Er euch sagen wird, das thuet,“ ruft uns der Sohn durch die That zu: „Am was sie sieht, das thue Ich!“ An Seine geliebte Mutter denkt Er noch, als Feinde Ihn verhöhnern, alle Glieder Seines Leibes Ihn schmerzen, Blut Ihn bedeckt, und die Schauer des Todes Ihn umgeben. „Siehe deine Mutter“ spricht Er zu Johannes. (Joh. 19, 27) Die letzten Blicke

bevor Sein Auge bricht, fallen auf die geliebte Mutter, dann erst neigt Er Sein heiliges Haupt und stirbt. Dürfen wir ihr unsre Verehrung entziehen? Ist Maria Christi Mutter und hat der Gottmensch sie als Mutter geehrt und verherrlicht, indem Er ihr als Sohn gehorsamte, so ist doch nicht abzusehen, warum nicht auch die Christen Christi Mutter ehren und verherrlichen sollen. Da Er uns auffordert, Seine Jünger und Nachfolger zu sein, und nicht allein durch das verhallende Wort, sondern auch durch die nachhaltige That unser Lehrer war, sollten wir es verschmähen, in Seine Fußstapfen zu treten? Kann das als unrecht angesehen werden, was Er durch Sein Beispiel verherrlicht? „So groß bist du, o Maria,“—ruft der geistreiche Abt Rupertus aus, „daß dich die Sonne Jesus Christus selbst ehrt, wie es sich gebührt, daß ein Sohn seine Eltern ehre; denn derjenige der gesprochen hat: „Ehre deinen Vater und deine Mutter, hat ohne allen Zweifel das Gebot selbst erfüllt und gewollt, daß Seine Mutter von allen Seinen Freunden verehrt und verherrlicht werde.

Maria steht in den lebendigsten Beziehungen zu dem erlösten Menschengeschlechte. Für uns Menschen ward die Wiederaufnahme zur Kindschaft Gottes einzig durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes vermittelt. Bei diesem Mysterium müssen wir notwendig an die jungfräuliche Mutter Jesu Christi denken; in ihrem Schooße, ward dieses über alles erhabene Geheimniß vollbracht; aus ihr wurde Jesus Christus geboren; sie hat uns Heil und Segen verschafft. Der Muttersegens Mariens beruht in der Menschwerdung Jesu Christi; dieser ist aber der Erstgeborene unter vielen Brüdern, und Seine Mutter ist darum die Mutter derer, die Ihm wahrhaft angehören; Jesus Christus der Wiederbringer des Lebens, und Seine Mutter die Mutter der Lebendigen. Die Gottesmutter Maria ist auch in höherer geistiger Auffassungsweise die Mutter der Christen. Wenden wir uns zu dem Kreuze und fragen das

Blut, welches der Heiland für uns vergossen hat! War es nicht aus Maria genommen? Fragen wir den heiligen Leib, den Er auf dem Altare des Kreuzes geopfert, die mit Nägeln durchbohrten Hände und Füße, das mit Dornen gekrönte Haupt, das geöffnete Herz! Hat nicht Maria an diesem Opfer theilgenommen? Wenden wir uns zu den heiligen Sakramenten! Ist es nicht Jesus, welcher uns in der Taufe reinigt, bei der hl. Kommunion speißt, in der Beichte losspricht u. s. w. der Sohn Mariens? Wir sind in der Kirche Jesu Christi, wo wir Seine Gnaden genießen; wir gehören dem Sohne an, weil wir in Seinem Reiche sind; können wir aber dem Sohne angehören ohne zugleich der Mutter anzugehören? Deshalb ist wie Origenes sagt, jeder wahrhafte Christ ein Sohn Mariens, jede ächte Christin ihre Tochter. Wie groß und innig soll darum unsere Verehrung und Liebe zu ihr sein! Jesus Christus ist die höchste und von Ihm ist jede Gnade. Da nun durch die Mutter Maria Jesus Christus die höchste und jede Gnade in die Welt kam, so müssen wir auch sagen, daß uns durch Maria in Jesu Christo die höchste und jede Gnade gegeben ward. Also ist Maria Mutter oder Vermittlerin der göttlichen Gnade. Durch sie empfangen wir Alles in Jesu Christo.

Wir nennen Maria unsere Mutter, und zwar so häufig, daß es scheint, wir könnten sie nicht anders nennen oder nicht satt werden, sie mit dem Namen Mutter zu begrüßen. Sie ist es wirklich und zwar geistiger Weise. „Dein Leib ist wie ein Weizenhaufen, den Lilien umlagern.“



Der heilige **Alphons Liguori**, so ausgezeichnet durch seine Andacht zu Maria, trug einen Rosenkranz am Halse und einen andern an seinem Gürtel. Er hatte das Gelübde gethan, denselben täglich zu beten, und hörte nicht auf, dieses heilige Gebet in seinen Predigten zu empfehlen.

Diese Worte des hohen Liedes wendet der hl. Ambrosius auf Maria an: „Obgleich in dem reinsten Schooße Mariens nur ein Weizenkorn, nämlich Jesus Christus verborgen war, so wird sie dennoch ein Weizenhaufen genannt, weil dies eine Korn alle Auserwählten in sich schloß, deren Mutter Maria gleichfalls werden sollte.“ In gleichem Sinne ruft der hl. Abt Wilhelm aus: „In diesem einen Weizenkorne in Jesu Christo, dem einzigen Erlöser aller Menschen, gebar Maria Viele zur Seligkeit. Da sie das Leben gebar, gebar sie Viele zum Leben. Da Maria Jesum Christum unsern Heiland und unser Leben zur Welt brachte, hat sie uns alle zur Seligkeit und zum Leben wiedergeboren!“ Und der hl. Thomas von Aquin: „Maria wurde einer solchen Gnadenfülle theilhaftig, daß sie zur innigsten Vereinigung mit Gott erhoben und würdig gemacht wurde, Denjenigen in sich zu schließen, der die Quelle aller Gnaden ist und da sie Ihn gebar, so öffnete sie diese Quelle allen Menschen. So kann sie die zweite Stammutter des Menschengeschlechts, die neue Eva genannt werden, sowie Jesus Christus der neue Adam.—Maria, die Mitwirklerin unseres Heiles, sowie Eva zu unserm Verderben gewesen ist. „Eva trauerte“—so parallelirt der hl. Augustinus—, „Maria jubelte, Eva trug das Unheil, Maria die Freude unter dem Herzen, denn jene gebar den Sünder, diese den Unschuldigen; die Mutter unseres Geschlechtes brachte Strafe über die Welt, die Mutter unseres Heilandes verschaffte ihr das Heil; die Urheberin der Sünde war Eva, die Urheberin des Besten Maria.“

Maria hat ein Mutterherz für uns, haben wir darum auch für Sie das Herz eines Kindes.

Michael Wittmann, der fromme Bischof von Regensburg, verrichtete täglich das Gebet des heiligen Rosenkranzes und zwar den ganzen Psalter.

Vor dem Tabernakel.



ennst Du, lieber Leser, die Geschichte nicht von dem „kleinen Mariechen“? — Ich will sie Dir erzählen, so wie ich dieselbe in der englischen Zeitschrift „The Lamp“, im Märzhefte 1871, gelesen habe.

Eines Abends während des Krieges erschienen in einem kleinen Dorfe bei Dijon preussische Patrouillen mit der Anmeldung, eine Abtheilung ihrer Truppen werde sofort eintreffen und im Dorfe übernachten; da kein anderes Gebäude im Orte groß genug sei, um die Soldaten zu fassen, so würden diese ihr Nachtquartier in der Kirche nehmen. Leider befand sich der Herr Pfarrer nicht zu Hause; derselbe war ziemlich weit weg zu einem Sterbenden gerufen worden und konnte erst nach elliſchen Stunden zurück sein. Die Schwierigkeit war, wie man das Hochwürdigste Gut aus dem Tabernakel entfernen und an einem sichern Orte der Sakristei unterbringen könne. Wer wollte es wagen, hiezu seine Hand zu bieten? — Die Angeesehensten der Gemeinde versammelten sich in der Kirche und berathschlagten da vor dem Tabernakel. Zuerst wandten sie sich an einen jungen Mann, der das Amt eines Meßners verwaltete; allein er weigerte sich mit seiner Hand das Ciborium zu berühren. Diese peinliche Angelegenheit ließ sie jede andere Furcht und Sorge vergessen. Jeder redete seinem Nachbar zu, er möchte ein Herz fassen und thun, was der Geistliche hier thäte; doch selbst wollte sich Keiner dazu entschließen. Zuletzt sagte ein armer Landmann:

„Hört, mein Mariechen ist jetzt 43 Jahre alt. Es ist ein wahrhaftiger kleiner Engel, ich kann nicht anders sagen. Wenn ihr damit einverstanden seid, so will ich es herbeiholen zum Altar, und wenn der Tabernakel geöffnet ist, wird dasselbe unsern lieben Herrgott in die Händchen nehmen und wird ihn recht fest halten, während ich das Kind auf meinen Armen in die Sakristei trage. Niemand

außer dieses allein, braucht so das Ciborium anzurühren, und der liebe Gott wird diese Nacht in Sicherheit sein.“

Laut riefen die Männer des Dorfes: „Es lebe das kleine Mariechen; Es lebe hoch!“ und der Vater holte sein Kind herbei. Alle folgten ihm zu den Stufen des Altars und knieten dort nieder, während der Sakristan das Thürchen des Tabernakels aufschloß. Sie beteten, daß den kleinen Händchen die theure, kostbare Last ja nicht entfallen möge.

Dann geleiteten sie das kleine Mariechen, welches das Ciborium fest an sein unschuldiges Herz drückte, wie im Trümphie in die Sakristei; und als das heilige Amt vollzogen war, fanden die Männer nicht Segenssprüche genug, um dieses Kind damit zu überschütten, das in seiner Unschuld gar nicht gefürchtet hatte, das Ciborium zu berühren.

Welch' süße, kostbare Erinnerung—vielleicht welche Gnade! — wird dem kleinen Mariechen von jenem Tage her geblieben sein für sein ganzes Leben? —

O heilige Einfalt dieser armen, aber gläubigen Dorfbewohner! Wie traurig, ja wie dämonisch erscheinen daneben jene Gestalten, welche das stolze, unzüvillirte, gottlose Paris während der Herrschaft der Commune gezeigt hat! Haben die Zeitungen nicht so greuelhafte Entweihungen des heiligsten Sakramentes berichtet, daß uns schien, jener finstre Geist, welcher Gottes Feind ist, sei in gewisse Menschen gefahren und habe ihre Seelen in Besitz genommen, um gegen das Allerheiligste zu wüthen? — Doch weg von diesen traurigen Bildern. Kehren wir zurück vor den Tabernakel, — diesmal in Niederbronn.

Niederbronn ist ein Städtchen, das etwas über eine Stunde von Frotschweiler entfernt liegt und ringsum von Bergen umgeben ist. Hier haben die „Töchter des göttlichen Erlösers,“ die, in den vierziger Jahren von der hochbegnadigten Elisabetha Spinger

gegründet, seither unter dem Namen „Niederbronnerschwestern“ weitherum bekannt und geschätzt sind, ihr Mutterhaus. Marie Adelinde ist der Name der ehrwürdigen Generaloberin, welche damals der Congregation vorstand.

Der 6. August 1870, an dem die Schlacht bei Wörth und Froschweiler geschlagen wurde, war ein Tag schwerer Gefahr für dies Mutterkloster. Nachmittags gegen vier Uhr kam eine große Anzahl französischer Truppen, welche vor den siegreichen Deutschen sich eilig auf die eine Seite der Berge von Niederbronn flüchteten, um dort dem nachfolgenden Feinde neuen Widerstand zu leisten. Kaum waren die Franzosen durchgezogen, rückten die Deutschen nach. Diese pflanzten ihre Batterien auf der gegenüberliegenden Anhöhe auf, so daß Niederbronn in die Mitte des Geschützfeuers zu liegen kam. Rasch war Stellung genommen, das Feuern begann von hüben und drüben und dauerte eine volle Stunde.

Welch' eine lange, entsetzliche Stunde war dies für das Mutterkloster! Die ganze Genossenschaft begab sich in die Kapelle; auf den Altar stellte man eine Partikel des heiligen Kreuzes, und nun warfen sich alle Klosterfrauen auf die Kniee vor den Tabernakel und beleten mit ausgebreiteten Armen den ganzen Psalter des Rosenkranzes, den einige Litaneien unterbrachen. Die frommen, flehenden Stimmen der „Töchter des göttlichen Erlösers“ vermischten sich so mit dem unbegreiflichen Donner und Krachen der Geschütze; aber nirgends im weiten Umkreis des Schlachtgebietes dürfte Gott an diesem Tage mehr Trost, Frieden und heilige Ergebung gefunden haben, als hier in dieser Klosterkapelle vor dem Tabernakel. Wie diese Frauen mit Gott waren, so war Gott mit ihnen. Ein Soldat erzählte nachher, daß die deutschen Batterien, die auf einem der Berge über Niederbronn postirt waren, bereits den Befehl hatten, auf das Kloster zu feuern, weil man dessen Gebäulichkeiten für eine Kaserne hielt. Da führte Gott noch

zur rechten Zeit einen Mann daher, welcher bat, man möchte die Geschütze doch anderswohin richten, jene Gebäude seien ein Frauenkloster und ohne Bedeutung für die Franzosen. Sein Wort genügte, um das Kloster vor jedem Schuß sicher zu stellen.

Als der Donner der Kanonen nachließ, entfernte sich die Generaloberin aus der Kapelle; sie wollte sich erkundigen, wie es um das Kloster herum aussähe. Auf einmal hört sie das Geräusch und Getöse zahlreicher Mannschaften; sie wirft einen Blick durch das Fenster und sieht eine große Zahl deutscher Soldaten, die sich vor dem Kloster aufstellten und ihre Geschütze zum Abfeuern bereit hielten. Welch' neue Gefahr, wenn das Kloster so gleichsam der Zielpunkt der französischen Batterien werden sollte!—Die Generaloberin eilt zur Pforte, als der Beichtvater eben aus der Kapelle trat, wo die Gemeinde vor dem Tabernakel im Gebete blieb. Von der drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt, eilte dieser hinaus zum Oberst und bat ihn, dieses Haus, das ein Kloster „barmherziger Schwestern“ sei, zu verschonen. Höflich erwiderte der Oberst: „Kein Schuß soll abgefeuert werden, wenn die Franzosen nicht gegen uns schießen.“ Dies unterblieb, und die Deutschen entfernten sich, um eine andere Position aufzusuchen.

Das Mutterhaus war gerettet. Wir wollen beifügen, daß dasselbe gleich beim Beginne des Krieges unter den besonderen Schutz des heiligen Joseph gestellt wurde.

Von dessen Schutze haben die „Töchter des göttlichen Erlösers“ Beweise genug erhalten. Obgleich das Kloster recht arm ist, und selbst um Geld in jener harten Kriegszeit weder in Niederbronn noch in den benachbarten Städten Lebensmittel zu haben waren, hat doch die Genossenschaft keinen Mangel gelitten und noch überdies viele Hunderte von gefunden wie Kranken Soldaten gespeist. Es war, als ob das Brod und die übrigen Nahrungsmittel in den Händen der Schwestern sich wunderbar vermehrten. Auch der Klostergarten war

seit Jahren nicht mehr so fruchtbar, wie in jenem Herbst; und obgleich derselbe lange Zeit von französischen und deutschen Truppen unlagert war, wurde doch nicht das Geringste daraus entwendet. Die gute Schwester Gärtnerin empfahl den Garten aber auch täglich dem Schutze der armen Seelen.

Die „Töchter des göttlichen Erlösers“ von Niederbronn, deren Beruf die Krankenpflege ist, hatten nun nach der Schlacht bei Wörth in den verschiedenen Lazarethen voll auf zu thun. In ihrem eigenen Kloster pflegten sie die Kranken und verwundeten Soldaten mit unermüdeter Sorgfalt und Aufopferung. Wie gut war es nun, daß dies Kloster nicht zu einem Afschenhaufen zusammengeschossen war!

Aber auch anderswo wirkten diese braven „NiederbronnerSchwestern“, — im Elsaß, in Baden, in Hessen, in Bayern und auf den verschiedenen Schlachtfeldern Frankreichs, wo ihre Verdienste über alles gelobt und auch von den Militärbehörden durch ganz besondere Auszeichnungen anerkannt wurde.. Ehre ihnen und allen übrigen OrdensSchwestern, welche in so vielen Lazarethen und Spitälern die Soldaten gepflegt und ihre Schmerzen gelindert haben!

Weiß man aber auch, wo diese gottgeweihten Jungfrauen ihre Lampen, wenn das Del durch die Werke der Nächstenliebe aufgezehrt ist, und die Flamme zu erlöschen droht, immer neu wieder füllen und entzünden? — Wir meinen im Gebete „vor dem Tabernakel.“



Heldenmuth des Tschotten-Peter.

Als im Jahre 1866 der Landsturm von Klausen in Tirol gegen die Garibaldi-ner die Seißer Alpe bezogen hatte, gelüftete es eines Morgens den Tschotten-Peter, einen alten berühmten Schützen, die waldigen Abhänge zu durchstreifen, um Vögel zu jagen. Plötzlich sah er etwas durchs Gebüsch huschen und bald fauſte eine Kugel hart an seinem Kopfe vorüber, eine zweite zerriß den Rosenkranz in seiner Hosentasche in drei Stücke, ohne den Mann zu verletzen. Nun riß Peter seine Flinte von der Schulter und schoß dem fliehenden Kolbshemder seine Schrote in die Beine. Darauf drang er ins Gebüsch, schlug zwei mit den Kolben todt, einem dritten schoß er mit einer entfallenen Garibaldi-flinte eine Kugel in den Kopf. Die Feinde, noch zehn an der Zahl, grauten vor dem löwenmuthigen, herkulischen Tiroler, sie warfen die Waffen weg und ergaben sich der herbeieilenden Patrouille. Peter hatte nur zwei leichte Wunden. Sein erstes Geschäft war den Rosenkranz auszubessern und Maria für die wunderbare Rettung zu danken. In diesem Tage legte er den Ro-

senkranz nicht mehr weg, sondern betete er den Rosenkranz bis zum Abend in einem fort.

Ein Blindgeborener.

Antonius Torres, am 14. Juni 1600 in der Stadt Rodigno in Spanien blind geboren, konnte trotz aller angewandten ärztlichen Mittel die Augen nicht öffnen. Er wurde von seinen Eltern, als er sechs Jahre alt war, in die Rosenkranzkapelle des Dominikanerklosters seiner Vaterstadt gebracht. Dort riesen die Eltern mit großer Inbrunst die Hilfe der Himmelskönigin an und beteten in Vereinigung mit andern Andächtigen die schon so viele Gebetssehndrungen an jenem berühmten Gnadenorte durch die Fürbitte der allerheiligsten Jungfrau erlangt hatten, den Rosenkranz. Während des Betens öffneten sich plötzlich die Augen des Kindes: es hatte das Gesicht erhalten und hörte nun nicht auf, Maria zu loben und zu preisen für diese außerordentliche Gnade. Man kann sich das Erstaunen der Umstehenden vorstellen, wie sehr jenes neue Wunder immer mehr die Verehrung der Rosenkranzandacht beförderte.

Glaube und Wissenschaft.

Das glorreiche Wirken der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert.

Von Rev. Pius N. Mayer, O. C. C.



Der „Kampf der Geister“ ist so alt wie die Menschheit, denn immer gab es Leute, die von ihrer eigenen Vorzüglichkeit so vollständig überzeugt waren, daß sie keinen Widerspruch ertragen konnten und vor keiner Autorität sich beugten. Doch sind die Gründe des Widerstandes nicht immer dieselben, und in den früheren Kämpfen zwischen Religion und Wissen richtete sich der Angriff der Gelehrtenwelt weniger gegen die Sache, als gegen die Person. Wer A sagt muß aber auch B sagen, und so geschah es, daß die ursprünglich gegen mißliebige Personen oder Einrichtungen gemünzten Angriffe auch zur Läugnung dieser oder jener Wahrheit führten, wobei jedoch beide Parteien sich auf Gott und die Bibel zur Rechtfertigung ihrer Maßregeln beriefen.

Dies hat sich heute geändert. Es ist nicht mehr ein Angriff auf einzelne Personen oder Maßregeln, sondern der Angriff richtet sich gegen Gott direkt. Er soll aus der Welt geschafft und seiner Rechte beraubt werden, und der Mensch an seine Stelle treten. Beraubt von ihren wissenschaftlichen Erfolgen glauben die Gelehrten den Zeitpunkt gekommen, Bibel und Glauben als Ammenmärchen ganz abschaffen und die erleuchtete Vernunft auf den Thron erheben zu können.

Das Hauptbestreben der „höheren Wissenschaft“ geht deshalb dahin, unter Zuhilfenahme hauptsächlich der Naturwissenschaften dem Worte Gottes seine Glaubwürdigkeit zu nehmen, Widerspruch darin nachzuweisen, Vieles als absolut unmöglich zu verlachen und durch die Ergebnisse der „neuesten Forschungen“ mathematisch zu beweisen, daß unser Geschlecht durch alle Jahrtausende in dem Zwielficht des Aberglaubens wandelte, bis endlich in unseren

glorreichen Zeiten die Sonne der unverblühten Wahrheit hell strahlend am Himmel steht.

Dabei wird als selbstverständlich und keines Beweises bedürftig angenommen, daß Glaube und Wissenschaft sich feindlich gegenüberstehen müssen, (s. d.) gegenseitig ausschließen. Wäre diese Annahme richtig, dann hätten wir nur die Wahl zwischen einfältigem Glauben nach Kinderart, oder Glaubenslosigkeit; ein wissenschaftlich gebildeter gläubiger Katholik wäre eine Unmöglichkeit. Und es gibt in der That ängstliche Leute, die um ihren Glauben nicht zu verlieren, bereit sind, dem Wissen den Rücken zu wenden, wie es Andere gibt, die gläubig waren, bis sie wissenschaftlich wurden und dann ihren Glauben verloren, weil, wie sie sagen, sie jetzt sich von seiner Unhaltbarkeit überzeugt haben. Letztere sind der Menschheit gefährlich, und ihr Beispiel übt einen gewaltigen Einfluß auf „Ungebildete“ aus, die sich zu leicht verführen lassen, ein Zerstück für einen strahlenden Stern zu halten.

Untersuchen wir nun die Frage, ob zwischen Glauben und Wissen nothwendig ein Widerspruch herrsche, und im Bejahungsfalle, auf welche Seite wir uns schlagen sollen.

Zunächst ist es nöthig, uns über die Bedeutung der Worte „Glauben“ und „Wissen“ klar zu werden; denn der größte Theil der Irrungen kam und kommt davon her, daß beide Parteien dasselbe Wort gebrauchen, es aber verschieden verstehen.

G l a u b e ist die feste Zustimmung unseres Geistes zu einer Wahrheit auf die Autorität eines Andern hin. Wissen dagegen ist die Zustimmung zu einer Wahrheit, die von unfrem Verstande in ihren Einzelheiten und ihrem Zusammenhange so durchschaut wird, daß wir überzeugt sind, die Sache ist so und nicht anders.

Ist die Auktorität, der wir glauben, eine über Menschheit oder Natur überhaupt stehende also eine übernatürliche, so ist auch der Glaube ein übernatürlicher. Ist dagegen die Auktorität eine uns ebenbürtige oder gar unter uns stehende, so ist der Glaube ein natürlicher, und der Grad seiner Festigkeit richtet sich nothwendig nach dem Charakter und der Zahl der Auktoritäten, die uns etwas zu glauben vorstellen.

Dieser natürliche Glaube ist so allgemein und so nothwendig, daß ohne denselben die Menschheit nicht bestehen könnte; ja gerade die Gelehrten, die vom Glauben nichts wissen wollen, und Andere um ihres Köhlerglaubens willen händeln, können nicht begreifen, daß es Leute gibt, die ihren Sätzen gegenüber sich ablehnend oder zweifelnd verhalten. Sie nehmen also für sich selbst eine Auktorität in Anspruch, die sie bei Andern läugnen, und bedenken nicht, daß neunundneunzig Prozent ihres eigenen Wissens auf diesem natürlichen Glauben ruht.

Nehmen wir z. B. einen Geschichtsschreiber. Er erzählt uns, was zu verschiedenen Zeiten und an den entferntesten Orten geschehen ist oder doch geschehen sein soll. Er gibt Namen und Datum an, legt sich die Ereignisse in seinem Geiste zurecht, zieht daraus seine Schlüsse und unterlegt diese Schlüsse seinen Ausührungen. Woher weiß er dies Alles! War er selbst zugegen? Sicher nicht, denn viele dieser Ereignisse fanden Tausende von Jahren statt, bevor er selbst aus der Schale kroch. Er muß sich auf Bücher verlassen, und diese Bücher sind nur zum kleinsten Theile von Augenzeugen geschrieben. Meistens verliehen sich schon diese Verfasser auf die Berichte Anderer. Nun sagt man freilich, daß die Ueberkommung vieler ein unwiderlegliches Zeugniß für die Wahrheit des Berichtes sei. Wie aber, wenn diese Vielen in Wirklichkeit nur Wenige oder gar nur ein Zeuge sind, weil die Andern von dem Einen abgeschrieben haben, und Gehörtes einfach wiederholen?

Nehmen wir Geographie. Jeder Mensch in Amerika glaubt, daß es eine Stadt New York gibt, aber viele Millionen dieser Gläubigen haben die Stadt nie gesehen, sie verlassen sich auf die Berichte Anderer. So ist es mit allen andern Wissenschaften ohne Ausnahme. Ein Fortschritt im Wissen ist nur möglich, wenn die von dem Einen gemachten Entdeckungen und Erfindungen von dem Andern acceptirt und zur Grundlage seiner Forschungen gemacht werden, und könnte der Mensch nur das wissen, was er persönlich erlebt, gesehen und erfahren hat, so gäbe es heute noch keine Wissenschaft, und Gelehrte und Angelehrte wären in süßer Eintracht stocdumm.

Dieser natürliche Glaube also ist es, auf dem die menschliche Wissenschaft fußt, und er ist unerläßlich nothwendig.

Ist er aber auch ebenso zuverlässig? Es gibt so viele Gebiete des Wissens, die in das praktische Leben tief eingreifen, die für Wohl oder Wehe ganzer Erdtheile entscheidend sind. Wir sprechen hier nicht einmal von den höheren Interessen des Einzelnen im Jenseits, sondern beschränken uns auf das Diesseits und die natürlichen Folgen natürlich anerkannter und gelehrter Sätze. Hierin sind jedoch alle menschlichen Wissenschaften einbegriffen, weil alle, je nachdem man davon Gebrauch macht, nützlich oder schädlich, wahr oder falsch sein können.

In einem Zeitalter wie das unsrige heißt es auf allen Linien „Hie Welf, hie Wai-blung,“ denn gläubige Gelehrte benützen jede Wissenschaft zur Vertheidigung ihres übernatürlichen Glaubens, wie die ungläubige Gelehrtheit auf allen wissenschaftlichen Gebieten gegen diesen Glauben Sturm läuft.

Ohne Band auf Band zu schreiben, wäre es unmöglich, auf alle Angriffe einzugehen, alle religiösen und wissenschaftlichen Kezereien auch nur aufzuzählen. Wählen wir deshalb die drei Angriffspunkte zur nähern Besprechung aus, die am Lauteften vor sich hören lassen, und ihrer Natur nach geeignet sind, dem Leser zu imponieren.

Das sind die Fragen 1. über Erschaffung der Welt, 2. über das Alter und die Entwicklung des Menschengeschlechtes und 3. über die Möglichkeit der Wunder.

Bevor wir jedoch diese Streitfragen besprechen, ist die Bemerkung nothwendig, daß der Gegenstand des übernatürlichen Glaubens auch zugleich Gegenstand des natürlichen Glaubens und der Wissenschaft sein kann, aber nicht zu derselben Zeit, noch unter demselben Gesichtspunkte. Nehmen wir z. B. Bethlehem, die Geburtsstadt des Heilandes. Leute, welche von der christlichen Religion nichts wissen, glauben, daß es ein Bethlehem gibt, denn Andere, in deren Aufrichtigkeit sie Vertrauen setzen, haben sie als Augenzeugen von der Existenz der Stadt überzeugt. Kommen dieselben später selbst an Ort und Stelle, sehen sie mit eigenen Augen, überzeugen sie sich von der Uebereinstimmung der empfangenen Berichte mit der Wirklichkeit, so verwandelt sich ihr natürlicher Glaube in Wissen. Werden sie später mit der christlichen Offenbarung befreundet, so kommt zu diesem Wissen noch der übernatürliche Glaube, der jeden früher noch möglichen Zweifel ausschließt. Diese letzte Ueberzeugung gründet sich aber nicht auf dem wissenschaftlich gewonnenen Schlusse, sondern auf der unschätzbaren Allwissenheit und Wahrheit Gottes, der weder täuschen, noch getäuscht werden kann, und das gewonnene Wissen verhält sich dazu nur wie eine Zurechtlegung einer bestehenden Wahrheit dem Verstande gegenüber. In dem Augenblicke des Glaubens beugt sich der Verstand vor der höheren göttlichen Weisheit, im Augenblicke des Wissens bestätigt und erklärt er aus eigener Kraft den im Glauben angenommenen Satz.

Alle, menschlichem Wissen zugängliche Gegenstände sind auch unmittelbar oder mittelbar Gegenstand der Dissenbahrung. Deshalb stehen sie dem Forschenden des Menschen offen, während zu gleicher Zeit die Grundzüge derselben durch die Offenbarung

außer Zweifel gesetzt sind. Wir haben also für diese Objekte zwei Zeugen: den Verstand und Gott. Welcher ist der zuverlässigere?

Es ist bereits erwähnt worden, daß der größte Theil menschlichen Wissens sich auf den natürlichen Glauben stützt, und nur verhältnißmäßig sehr wenig von dem Einzelnen in unabhängiger Forschung gefunden wird. Die Zeugnisse Anderer sind aber oft verdächtig, und niemals unschätzbare.

Verdächtig sind sie, weil die schwachen Menschen nur äußerst selten sich in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen so von ihrer eigenen Persönlichkeit und Stellung losreißen können, daß sie von Voreingenommenheit vollständig frei sind. Die unaufhörlichen Kämpfe in Religion, Philosophie, Geschichte, Politik, Naturwissenschaften u. s. w. beweisen das zur Evidenz. Zwei sich widersprechende Sätze mögen beide falsch sein, aber es können nicht Beide zugleich wahr sein. Ist der eine wahr, so ist der andere nothwendig falsch. Wer aber wird ein absolut sicheres Urtheil darüber abgeben können, welcher der wahre und welcher der falsche Satz ist? Die für den einzelnen Satz angeführten Gründe sollten darüber entscheiden, aber beide Theile führen Gründe an, und jeder Theil hält nur seine eigenen Gründe für stichhaltig. Rechnet man dazu noch, daß sehr Viele nicht ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugung folgend schreiben, sondern sich von Parteilichkeiten, Streberthum, Ausücht auf klingenden Lohn und dergleichen beeinflussen lassen, und deshalb statt logisch in ihren Untersuchungen vorzuschreiten, den Schlußsatz erst setzen, und die Vordersätze ihm anpassen, also auf diese Weise mit der gerühmten Wissenschaft ein triviales Spiel treiben, und ihre Leser absichtlich auf falsche Bahnen lenken, so wird man uns verzeihen, wenn wir argwöhnisch sind, und nicht vor jedem „Ergebnisse der Wissenschaft“ sofort das Knie beugen.

Wir erinnern hier nur an die Magdebur,

ger Centuriatoren, welche die Geschichtsverfälschung und Geschichtsbüßge zum System erhoben, und es wirklich fertig brachten, die Geschichte so zu verwirren, daß sie jetzt neu geschrieben werden muß.

Aber, gesetzt auch, wir hätten es nur mit ehrlicher, aufrichtiger Wissenschaft zu thun, und jeder Gelehrte wäre gewissenhaft bestrebt, nur Wahrheit zu finden und zu verkünden, so würde selbst dieses Bestreben die Ergebnisse der Wissenschaft selbst im Falle allgemeiner Uebereinstimmung nicht zu unfehlbaren machen. Der Fehler liegt an dem menschlichen Verstande selbst. Unsere Fähigkeiten sind beschränkte, und so lange wir bei unseren Forschungen analytisch zu Werke gehen müssen, von dem Einzelnen auf das Ganze, vom Außerlichen auf das Innerliche, von den Eigenschaften auf das Wesen schließen müssen, werden wir stets dem Irrthume ausgesetzt bleiben, und unter allen Umständen vor der wichtigsten Frage—nach dem Wesen des Dinges—Halt machen müssen. Bis jetzt ist es keiner menschlichen Wissenschaft gelungen, das Wesen irgend eines Dinges zu ergründen, und wir befinden uns in der Lage eines Menschen, der alle möglichen Schlüssel probirt, um ein Thor zu öffnen, aber niemals weiß, ob der gebrauchte Schlüssel der richtige ist.

Nehmen wir z. B. die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen in verschiedenen Zeit-Ätern. Namhafte Gelehrte vertheidigten Anschauungen, über die heute jeder Gymnasialschüler sich lustig macht, und doch waren diese Gelehrten von der Richtigkeit und Gründlichkeit ihres Wissens überzeugt. Wer bürgt uns dafür, daß kommende Jahrhunderte nicht ebenso über unsere Kenntnisse und Anschauungen lachen werden? Diese Möglichkeit beweist, daß unser Wissen Stückwerk ist, und deshalb Unfehlbarkeit nicht in Anspruch nehmen kann.

Das unserem Geiste eingepflanzte Bedürfniß der Wahrheit verlangt jedoch Befriedigung, und können wir diese Befriedigung

nicht aus eigener Quelle schöpfen, so müssen wir sie anderswo suchen. Es gibt aber nur eine andere Quelle—Gott!—und diese Quelle ist unfehlbar.

Alles Bestehende hat seinen Grund in Gott, denn durch ihn besteht es. In seinem eigenen Wesen erkennt er das durch ihn Bestehende, er ersaßt deshalb nothwendig das innerste Wesen jedes einzelnen Dinges und geht in seiner Schöpfung systematisch vor. Deshalb braucht er nicht von den Eigenschaften auf das Wesen zu schließen, sondern er läßt diese Eigenschaften sich aus dem Wesen entwickeln, und folglich ist sein Prozeß ein Entwicklungsprozeß, während menschliches Wissen, ununterstützt, ein Entwicklungsprozeß ist. Zugleich sind nicht nur die Ideen der Dinge seiner unendlichen Weisheit entsprungen, seine Allmacht hat diese Ideen zur Wirklichkeit gemacht, und seine Ewigkeit ist Augenzeuge vom Ursprung und der Entwicklung jedes einzelnen Dinges.

Wer aber könnte besseres Zeugniß über ein Ding geben, als der Schöpfer desselben. Wer ist unfehlbarer in seinem Zeugniß als der, der nicht die einzelnen Dinge als ebenso viele neben einander stehende Sachen kennt, sondern als bis in's Einzelne hinein ausgeführte Verzweigungen und Ausstrahlungen eines einheitlichen, eigener Weisheit entsprungenen Planes?

Daraus folgen nun nothwendigerweise zwei Schlüsse:

1. Wenn der Inhalt der Offenbarung in Bezug auf Etwas, was menschlichem Wissen zugänglich ist, mit dem Ergebnisse der Wissenschaft nicht übereinstimmt, so liegt der Fehler nicht in der Offenbarung, sondern in der Wissenschaft, und diese muß sich der Offenbarung unterordnen, ihre Forschung aufs Neue beginnen, und nicht ruhen, bis sie den rechten Weg gefunden hat, und ihre Endergebnisse sich mit der von Gott kommenden Wahrheit decken, und

2., Wenn der Inhalt der Offenbarung über das Erkennungsvermögen des Menschen hinausgeht, also übernatürliche

Geheimnisse betrifft, so ist es der Wissenschaft nicht erlaubt, die Offenbarung als Unmögliches, Unbegreifliches zu verwerfen, sondern sie muß die Sätze annehmen, denn was für den Menschen Geheimniß ist, ist kein Geheimniß für Gott, er allein ist deshalb kompetenter Zeuge der übernatürlichen Wahrheiten.

Dies beraubt uns nicht des Rechtes, auch solche Sätze in den Bereich unserer Forschungen zu ziehen, aber der Schlußsatz steht fest, und wir können uns nur bemühen, die Vordersätze dazu zu finden, und jede ehrliche Anstrengung in dieser Richtung wird uns wenigstens soweit bringen, daß wir überzeugt werden, es bestehe kein innerer Widerspruch zwischen dem Geheimnisse und anderen natürlichen Wahrheiten. Der menschliche Geist findet dadurch die *M ö g l i c h k e i t* dieser geoffenbarten Wahrheit, und die Offenbarung selbst bezeugt die *W i r k l i c h k e i t* derselben.

Folglich besteht kein notwendiger Widerspruch, keine Feindschaft zwischen dem Glauben und der Wissenschaft, sondern während es die Pflicht des Menschen ist, die Offenbarungen Gottes ganz und voll und unverbrüchlich anzunehmen, ist es das Recht des Menschen, die ihm gegebenen geistigen Fähigkeiten dazu zu bemühen, auch auf natürlichem Wege die Glaubenssätze zu ergründen (so weit wie möglich), und jeder Fortschritt wahrer Wissenschaft ist bedingt durch dieses einträchtige Zusammenwirken Gottes und des menschlichen Geistes.

Sehen wir uns nun die wissenschaftlichen Ergebnisse der Neuzeit in den oben berührten Punkten etwas näher an.

1. Die *E r s c h a f f u n g* der *W e l t*. Die Chemie lehrt uns, daß alle körperlichen Dinge aus denselben drei Elementen bestehen, nämlich Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff. Nur der Prozentsatz und die Zusammenordnung dieser Elemente ist in den einzelnen Körpern verschieden.

Nach unserer Theorie war nun die ganze Welt Anfangs nichts anderes, als eine

Masse von, sagen wir Gas, das diese Elemente enthielt, und in rapider Drehung von West nach Ost war. Durch die Schnelligkeit der Drehung erhitzten sich die Elemente, sie wurden leuchtend. Schwereres trennte sich von Leichterem, die Achsendrehung wurde dadurch verschoben. Bald entstanden Räume zwischen den schwereren Theilen, die mit Leichterem (Luft und Aether) erfüllt waren, und so entstanden im Laufe von Jahrtausenden Sonne, Mond und Sterne, darunter auch unsere Erde.

Aber damit war die Entwicklung nicht beendet. Der durch seine schnelle Drehung glühende Ball mußte sich allmählig abkühlen und diese Abkühlung erlaubte den Dünsten in der Luft, sich zu Wasser zu verdichten, das seinerseits die Kühlung der Erde beschleunigte, Zersetzungsprozesse ermöglichte, und so Schritt für Schritt unsern Planeten dahin brachte, daß er Pflanzen hervorbringen konnte, und bewohnbar wurde. Das Alter der Erde in diesem Zeitpunkte wird sehr verschieden angegeben, Einzelne rechnen mit Hunderttausenden, Andere mit Hunderten von Millionen Jahren. Die meisten Gelehrten aber glauben durch ihre Hypothese dem biblischen Schöpfungsbericht den Todesstoß versetzt zu haben.

Gesetzt, ihre Annahme komme der Wahrheit nahe, und das ist wahrscheinlich, so ist damit dem ersten Kapitel der Bibel nicht zu nahe getreten. Was die Zeit betrifft, so gibt die Bibel überhaupt keine Zahlen, sie fängt erst mit der Erschaffung des Menschen an, erlaubt also die Annahme unbegrenzter Zeiträume, denn die dort erwähnten Schöpfungstage sind nur verschiedene Perioden von ungleich langer Dauer und was die Aufeinanderfolge der Begebnisse betrifft, so stimmen die Naturwissenschaften mit der Bibel überein. Die Fassung des Schöpfungsberichtes bequemt sich deshalb einfach dem Verständnis des Menschen an, und die schrittweise Entwicklung der Welt wird uns durch das wiederholte „Es werde“ klar gemacht, denn die Erschaffung der Welt war nicht ein

Gegenstand successiver Entschlüsse Gottes, da Alles in Gott ewig und unveränderlich ist. Aber die veränderliche Materie entwickelte sich stufenweise nach dem ewigen Beschlusse Gottes, und diese Stufen der Entwicklung sind als Schöpfungstage bezeichnet.

Je mehr die Erforschung der Welt fortschreitet, und je mehr voreilige Ansichten u. d. Lehren im Laufe der Erforschung berichtigt werden, desto mehr fühlt sich die Wissenschaft gezwungen, gegen ihren Willen die Genauigkeit des biblischen Berichtes anzuerkennen, und sie liefert dadurch den Beweis, daß Glaube und gründliches Wissen wohl vereinbar sind, und schließlich das Wort Gottes allem Ansturm zum Trotz bestehen bleibt.

Deshalb scheint sich auch ein Umschwung in der Gelehrtenwelt vorzubereiten, und Sterne ersten Ranges am Himmel der Wissenschaft sind mehr geneigt, dem Worte Gottes gebührende Achtung und Berücksichtigung zu Theil werden zu lassen, als dies von geringerer Seite aus geschieht.

Es gibt jedoch auch eine Schule, die die Ewigkeit der Materie predigt, und die gegenwärtige Zusammenstellung der Materie dem Zufalle zuschreibt, und damit die Schöpfung der Welt und die Einwirkung Gottes auf dieselbe ganz läugnet. Zur Erklärung spricht man von Atomen, Molekülen, Monaden u. dgl.

Ein Eingehen auf diese Theorien würde uns zu weit führen. Es genüge deshalb zu sagen, daß die Verfechter derselben dem gesunden Hausverstand geradezu in's Gesicht schlagen, denn

1. ist eine ewige Materie im Widerspruch in sich selbst. Materie kann sich nicht selbst machen, und kein Beispiel, daß dies jemals geschehen ist, ist beizubringen.

2. Ist jede Materie begrenzt im Raum und in der Zeit, was aber Grenzen hat, ist nicht selbstständig, sondern von Anderem abhängig,

3. ist die Zusammenordnung der verschiedensten Materien in ungeheurer Zeit und

bester Harmonie nicht ein Spiel des Zufalles, sondern bedarf einer ordnenden Hand, die wiederum nur durch die höchste Intelligenz in der Arbeit gelenkt werden kann. Diese Intelligenz ist keine menschliche, denn die Materie ist älter als der Mensch, und der einzelne Mensch hat so wenig als die gesammte Menschheit es je fertig gebracht, auch nur ein Sandkorn hervorzubringen.

Man spricht viel über die Kräfte der Natur allein diese Kräfte müssen von Jemandem in die Natur gelegt worden sein, und wären sie nicht genau geregelt und gezügelt, so würden sie nicht genau aufbauend, sondern zerstörend wirken. Wir sehen dies täglich in den Werken des Menschen. Nur Intelligenz kann diese Kräfte heilsam verwerten, und was im Kleinen der Fall ist, muß im Großen um so mehr der Fall sein. Wir begreifen, daß eine Taschenuhr sich nicht selbst macht, und regulirt, und die große Welt, deren Stundenzeiger Sonnen sind, und die so genau regulirt ist, daß sie in Millionen von Jahren keine Minute verliert oder gewinnt, sollte ein Spiel des blinden Zufalls sein? Welche mechanische Kraft setzt diese kolossale Maschine in Bewegung? Wo ist ihr Stützpunkt, ihr Anfang und ihr Ende?

Je mehr wir die Natur studieren, um so überzeugter werden wir von der Existenz des Schöpfers, und nur in der Schöpfung finden die Erscheinungen in der Welt eine zufriedenstellende Erklärung.

2. Das Alter und die Entwicklung des Menschen geschehe. Die atheïstischen Prediger der Ewigkeit der Materie müssen auch für lebende Wesen eine Erklärung haben, und sie finden dieselbe in ihrer Theorie über Zellen. Eine Zelle bildet sich, und durch Einfluß von Hitze, Feuchtigkeit und nährenden Stoffen entwickelt sich nun vegetabilisches Leben, aus welchem in einem Entwicklungsprozeß von Jahrtausenden thierisches Leben der untersten Stufe entsteht. Aber dieses unentwickelte Thier, von dem es noch hart zu sagen ist, ob es Thier oder Pflanze sei,

strebt nach Vervollkommnung. Es reißt sich vom Boden los, es strebt nach oben und erregt allmählig Bewegungsfreiheit. Durch diese entwickeln sich die innern Organe, die am Meisten benützten Gliedmassen entwickeln sich mehr, als weniger benützte; es bildet sich der Unterschied zwischen Thier und Thier, zwischen Haupt und Abart. Manche bleiben in der Entwicklung zurück, wie die Fische und Mollusken, Andere schreiten der Mehrheit voran, und entwickeln Gedächtniß, Instinkt, schließlich Denken, bis als Krone der fortbauenden Entwicklung sich aus dem vorgeschrittenen Affen der barbarische Mensch entpuppt, der nun seinerseits sich vom Thiere absondert und an seiner Vervollkommnung arbeitet.

Dieses Evolutionssystem, das sich anhört wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht, und auch ebenso wahr ist, wurde in unserem Jahrhundert besonders von dem Engländer Darwin gepredigt und fand Anhänger genug, hat aber den Zenith seines Ruhmes bereits überschritten, und wird nur noch von Aeltergelehrten vertheidigt. Die Coryphäen der Wissenschaft haben sich dagegen ausgesprochen.

Beweise für diese Behauptungen sind nie gegeben worden, und können nicht beigebracht werden. Oder gibt es ein Beispiel, es eine Geschichte gibt, daß ein Fisch sich in eine Eidechse, diese in einen Vogel, der Affe in einen Menschen verwandelt habe? Die Affenapostel verlegen denn auch ihre Entwicklungsperiode in die vorgeschichtliche Zeit, und bedenken nicht, daß sie damit sich selbst der Lüge überführen, denn nach ihrer eigenen Angabe sind die Kräfte der Natur konstant, d. h. die Natur arbeitet stets in derselben Weise. Ist dies aber der Fall, warum finden denn jetzt keine derartigen Verwandlungen mehr statt, warum zeigen sich alle Arten von lebenden Wesen so streng geschieden, daß auch Jahrhunderte keinen Wechsel hervorbringen! Hunde und Fühner sind heut ganz genau, was sie vor 2,000 Jahren waren. Diese Beständigkeit der Naturkräfte zwingt uns also zu

dem Schlusse, daß wenn jetzt keine Verwandlungen vorkommen, sie überhaupt nie vorkamen, und folglich Mensch und Thier vom Anfang an das waren, was sie heute sind.

Die einschneidendste Frage, auf welche Weise sich je aus Leblosem Lebendiges entwickeln konnte, oder mit andern Worten, worin das Wesen des Lebens besteht, übergehen die Darwinianer ganz, weil sie keine Antwort auf die Frage haben, und die biblische Antwort, daß alles Leben von dem in sich selbst das Leben habenden, ewigen Gotte geschaffen sei, ihnen nicht zusagt.

Eine andere, in unsern Zeiten viel besprochene Frage ist die, ob es schon vor Adam Menschen gegeben habe, oder ob zugleich mit Adam andere Menschen in was immer für einer Weise zum Dasein gekommen seien, so daß Adam zu seiner Zeit entweder nicht der erste, oder wenigstens nicht der einzige Mensch gewesen wäre. Könnte Letzteres bewiesen werden, so wäre damit die katholische Lehre von der Erbsünde und alle damit zusammenhängenden Lehren aus der Welt geschafft, und die ganze Bibel von Genesis bis zur Apokalypse als Trug erwiesen.

Die Prä-Adomiten und Co-Adomiten appellieren zum Beweise ihrer Behauptungen vorzüglich an die Geologie und Archäologie. Man fand nämlich in verschiedenen Tiefen und in verschiedenen geologischen Formationen Ueberreste, welche von den Gelehrten als menschliche oder von der Hand des Menschen herrührende bezeichnet wurden. Ausgehend von dem Grundsätze, daß die Kräfte der Natur constant sind, wird nun berechnet, wie viele Jahrhunderte nothwendig waren, um z. B. Kaalkschichten von solcher Dicke zu bilden, und dieselben mit so und so viel Fuß Geröll und Boden zu bedecken, und hieraus wird geschlossen, daß diese Steine oder Werkzeuge vor so und so vielen Jahrtausenden entstanden seien, der Mensch also viel älter auf Erden ist, als die Bibel ihn macht. Zugleich kann man sich das Vorkommen

solcher Ueberreste in dieser Zahl und räumlichen Ausdehnung nur durch die Annahme erklären, daß zu einer Zeit, in welcher die Bibel Adam erscheinen läßt, schon ganze Völker die Erde bewohnten, die nothwendig nicht von ihm abstammten, sondern vor ihm oder wenigstens mit ihm lebten.

Aber dieser ganze Beweis ist durch und durch haltlos, denn:

1. streiten sich die Gelehrten sehr oft darüber, ob diese Ueberreste von Menschen herrühren, und die unzweifelhaft menschlichen gehören alle einer Zeit an, die sich mit der biblischen Geschichte ganz gut verträgt.

2. ist es nicht wahr, daß die Kräfte der Natur in dem Sinn constant sind, daß sie immer und überall dieselben Wirkungen innerhalb derselben Zeit hervorbringen. Man berechnet z. B. das Alter der Bäume nach ihren Ringen. In Central Amerika setzen die Bäume jedoch jährlich zwei Ringe an, also ist ein Baum, der im Norden auf 200 Jahre geschätzt würde, dort nur 100 Jahre alt. Ferner entwickeln sich Pflanzen und Gestein langsamer oder rascher je nach dem Einflusse von Kälte, Wärme, Feuchtigkeit u. s. w. Um also einen sicheren Schluß bilden zu können, wäre es nothwendig, daß man die mitthelfenden Faktoren an Ort und Stelle und für die ganze Dauer ihrer Wirksamkeit genau kennen würde. Dies ist unmöglich, und solange es unmöglich ist, kann es nur Vermuthungen, aber keine „wissenschaftlichen Resultate“ geben.

3. fanden und finden Catastrophen statt, durch die in wenigen Stunden bewirkt wird, was sonst Jahrhunderte erfordern würde. Denken wir nur an die Sintfluth, Erdbeben, Bergstürze und Aehnliches. Bevor also „die Gelehrten“ uns zumuthen, ihre Deduktionen für baare Münze anzunehmen, müssen sie uns erst beweisen, daß die geologische Formation sich ganz normal entwickelt hat, und kein außerordentliches elementarisches Ereigniß hindernd oder fördernd eingegriffen hat. Wie aber wollen sie diesen Beweis erbringen?

Ein dritter Einwurf gegen die Bibel wird aus der Chronologie hergeleitet. Die Geschichte der alten Völker, Aegyptier, Chinesen, Assyrier und Babylonier datirt soweit zurück, daß sich ihre Zahlen schlechterdings nicht mit den in der Bibel gegebenen vereinigen lassen, also—ist die Bibel falsch! Daß die Geschichtszahlen selbst falsch sein könnten, will den „Gelehrten“ nicht einleuchten. Es sind ja Hunderte von Inschriften, Papyrusrollen u. dergl., die Zeugniß geben. Es ist unmöglich, im Rahmen eines einfachen Artikels auf alle die spitzfindigen Unterjuchungen einzugehen. Bleiben wir also bei allgemeinen Gesichtspunkten.

Jeder Geschichtsforscher weiß, daß nichts in seinem Unternehmen schwieriger und unzuverlässiger ist, als Zahlen. Man streitet sich denn auch heute noch über Hunderte von Geschichtszahlen in Bezug auf Personen und Ereignisse, die nicht so alt sind, als das Christenthum. Deshalb ist es schon an und für sich rathsam, sich Betreffs von älteren Zahlen skeptisch zu verhalten. Der römische Geschichtsschreiber Livius bezweifelt die Existenz der sieben Könige Roms und doch handelt es sich dabei um den Ort, wo er lebte, und der Unterschied der Zeit ist nur 800 Jahre.

Um wie viel mehr ist es nicht nur erlaubt, sondern geradezu Pflicht, Zahlen mit Vorsicht aufzunehmen, die uns 3—4,000 Jahre vor Christus und noch mehr zurückführen, und für die wir zwar alle Quellen haben, keineswegs aber gleichzeitige. Die älteste bekannte Geschichte Chinas oder Aegyptens wurde geschrieben, nachdem diese Reiche, wenn wir ihren Zahlen glauben wollen, schon Jahrtausende bestanden hatten. Wo ist die Bürgschaft für die Richtigkeit dieser Angaben? Es gibt keine, und nur der von den „Gelehrten“ gehänfelte Röhlerglauben kann die Dalen so ohne weiteres annehmen, der denkende Mensch wird vollkräftige Beweise verlangen.

Sodann ist es bekannt, daß z. B. ägyptische Könige bei der Thronbesteigung ihren Namen änderten (wie es jetzt noch von den

Päpsten geschieht), und überdies als Haupt und Oberpriester der Religion einen hierarchischen (heiligen) Namen hatten. Je nach dem Standpunkte des Geschichtsschreibers werden sie nun mit ihren Geburts- oder Priesteramen aufgeführt, und so entsteht eine Reihe von Dynastien, die in Wirklichkeit sich auf die Hälfte, vielleicht gar auf ein Drittel verringern, und so die Laufende von Jahren auf bescheidene, innerhalb des biblischen Berichtes liegende Grenzen zurückführen.

Die in jüngster Zeit sich häufenden Auffindungen von Bibliotheken und Inschriften alter Zeit, in welchen Berichte über auch in der Bibel erwähnte Thatsachen enthalten sind, geben uns eine gute Handhabe zur Vergleichung und damit den Schlüssel der beiderseitigen chronologischen Berechnung, und Schritt um Schritt stellt sich die Zeitberechnung der Bibel als richtig dar.

Man macht sodann auf die Verschiedenheit der Ragen aufmerksam, um dadurch zu beweisen, daß die Menschheit unmöglich denselben Ursprung haben kann. Allein diese Verschiedenheit läßt sich aus dem Unterschiede des Klima's, der Lebensweise, der geistigen Cultur und der Schicksale genügend erklären, und wir haben den Beweis vor Augen. Kinder von Europäern, im Innern Afrikas oder Indiens geboren, nähern sich schon in der zweiten oder dritten Generation den Eingeborenen in Bezug auf Farbe, Gesichtsbildung und Charakter, und die in Amerika geborenen Vollblutneger nähern sich in derselben Weise mehr und mehr der kaukasischen Rasse. Dies beweist, daß alle diese Unterschiede nur zufällige, der ursprünglichen Einheit des Geschlechtes nicht entgegenstehende sind.

Für das ganze Problem „der Mensch“ gibt es bis jetzt nur eine befriedigende Erklärung d. h. den biblischen Bericht, nach dem der Mensch als Krone der Schöpfung aus der Schöpferhand Gottes unmittelbar hervorging, der Odem des Lebens von dem Ewigen ihm eingehaucht wurde. Und alles sich auf den Menschen Beziehende findet

hier eine Lösung. Die Wissenschaft aber tappt im selbstgewählten Dunkel umher, häuft Vermuthungen auf Vermuthungen, widerspricht sich beständig, und wird sich schließlich gezwungen finden, auf die Bibel zurückzugreifen,—selbst in Bezug auf das Alter des Menschengeschlechtes. Die Chronologie der Bibel ist zwar mit dem Patriarchen Jakob abgebrochen, und nichts würde uns hindern, ein der allgemein angenommenen Ueberlieferung nicht entsprechendes Alter anzunehmen, aber obwohl diese Zahlen nicht zu den Glaubensartikeln gehören, und sich deshalb hier und dort kleine Irrthümer beim Abschreiben eingeschlichen haben können, so glaube ich doch, daß schließlich auch die biblischen Zahlen sich als im Wesentlichen richtig erweisen werden. Auf keinen Fall könnte man aus diesen Abweichungen ein Argument gegen den christlichen Glauben machen, denn die Bibel will uns nicht Naturkunde, Astronomie und Geschichte dociren, sondern übernatürliche Wahrheiten, welche von diesen Sachen ganz unabhängig sind, und also durch Abweichungen nicht im Geringsten betroffen werden.

Schließlich noch einige Worte über die Unmöglichkeit der Wunder. Die „Wissenschaft“ kann nicht Worte genug finden, um die Wunder als unmöglich und lächerlich zu bezeichnen, und weist immer und immer wieder darauf hin, daß die Kräfte der Natur konstant sind, also jedes Wunder, d. h. jedes außerordentliche Eingreifen einer höheren Macht von vorneherein ausschließen, und man ist deshalb bestrebt, jedes sogenannte übernatürliche Ereigniß natürlich zu erklären, wobei besonders die Chemie und Physik die Waffen liefern müssen.

Es läßt sich nicht läugnen, daß in früheren Zeiten manches vom Volke als Wunder angesehen wurde, was sich aus damals unbekanntem, jetzt aber bekanntem Naturkräften und Gesetzen erklären läßt, allein mit diesem Zugeständnisse ist der Wissenschaft nicht geholfen, denn

1. gab es Thatsachen, die den Naturkräften geradezu widersprachen, wie die Erweckung eines Todten,

2. kann Etwas natürlich geschehen, d. h. möglich sein, und doch auf wunderbare Weise zu Stande kommen. Körperliche Krankheiten können durch natürliche Mittel geheilt werden, aber es ist ärztliche Behandlung, Medizin und Zeit erforderlich. Wird aber die Krankheit ohne diese Mittel durch priesterlichen Segen, Reliquien oder Gelübde plötzlich gehoben, so ist wohl das Resultat dasselbe, das Wunder aber besteht in der Art und Weise der Heilung.

3. Man erklärt die Verwandlung von Brod und Wein in den Leib und das Blut Christi für unmöglich und bedenkt nicht, daß ähnliche Verwandlungen sich jeden Tag in jedem Menschen wiederholen, der das, was er isst und trinkt in sein eigenes Fleisch und Blut verwandelt. Man verlacht die Lehre der Kirche, daß in 100 Hostien der Heiland ganz und voll und doch nur einer ist, während es keine Aufmerksamkeit erregt, daß ein Prediger 2,000 Zuhörern gegenüber die Worte nur einmal spricht und doch jeder der Zweitausend sie ganz und voll ins Ohr empfängt.

Tausende von Wundern sind feststehende, durch vollwichtige Augenzeugen bekräftigte

Thatsachen, welche einfach zu läugnen kindisch ist und welche natürlich nicht erklärt werden können. Der vernünftige Mensch ist dadurch gezwungen, auf Gott zurückzugreifen, denn der Gesetzgeber kann seine eigenen Gesetze aufheben, abändern, und Ausnahmen zulassen, und der Schöpfer kann mit seinen Geschöpfen thun, was ihm beliebt. Wunder sind nur übernatürlich für den Menschen, aber ganz natürlich für Gott.

Die dem Glauben entfremdete, feindlich gesinnte Wissenschaft hat über den Menschen unsägliches Elend gebracht aber niemals Gutes gestiftet; die durch den Glauben erleuchtete, auf dem rechten Weg erhaltene Wissenschaft bildet wahrhaft, weil sie die harmonische Entwicklung von Geist und Seele fördert, und dem Menschen, während sie ihn vorwärts treibt, nicht den Herzensfrieden raubt. Lange Zeit schien die Wissenschaft das ausschließliche Besizthum der Feinde Gottes zu sein, aber überall erstehen Kämpfer für Wahrheit und Wissenschaft und die Zeit ist nicht ferne, daß der unter der Devise Michaels „Wer ist wie Gott“ tobende Kampf sich zu Gunsten der gläubigen Wissenschaft entscheidet und die Rebellion der Geister in demüthiger Unterwerfung endet. Möge diese Unterwerfung bald kommen.



Durch die Rosenkranzkönigin gerettete Städte.

Die Rapperschwiler in der Schweiz wurden unvermuthet im Jahre 1656 von ihren benachbarten Züricher Eidgenossen ohne eine Kriegserklärung mit 18,000 Mann und 48 Kanonen überfallen, belagert und mit Feuerkugeln und Steinen scharf beschossen und bestürmt. In der höchsten Bedrängniß nahmen sie ihre Zuflucht zu Maria, hingen alle den Rosenkranz um den Hals, ergrieffen die Waffen und vertheidigten mit solchem Mute ihre Stadt, daß die Züricher mit Schande bedeckt unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Die Stadt Konstanz am Bodensee wurde

von der schwedischen Armee unter Anführung Gustav Horn's 3 Wochen lang belagert. Die Bewohner nahmen, ehe sie ihre Vertheidigung begannen, ihre Zuflucht zur Königin des heiligen Rosenkranzes, und siehe, die Belagerung, welche am Feste Mariä Geburt anfieng, wurde von ihnen so glücklich zurückgeschlagen, daß die Feinde gerade am Feste des heiligen Rosenkranzes wieder abzogen und die Stadt gerettet war.



Maria ist nur die Mutter wahrhaft demüthiger Sünder.

Atlantis.

Von Rev. H. Geiter, D. D.



Es gibt Leute, Gelehrte und Ungelehrte, die vornehm die hochweise Nase rümpfen, wenn in ihrer erhabenen Gegenwart „Spanien“ genannt wird. Kalter Schweiß bricht hervor aus allen Poren ihrer zarten Peripherie, die Haare steifen sich auf ihrem weissen Haupte wie Eiszapfen und der Athem steht ihnen fast stille, wenn sie an die Inquisition denken oder an die „Auto da fe“, wie sie die Phantasie der modernen Romanfschreiber zu schildern pflegt. Niemals kam den gutmüthigen Philistern der Civilisation der glückliche Gedanke, daß die Schmorphanne der Inquisition und der Scheiterhaufen der „Auto da fe“ nur ein Phantasie-Gebilde verlogener oder betrogener Brodschreiber der Neuzeit wären, und darum wollen wir uns der furchtsamen Seelen erbarmen und ihren Frohsinn stärken, indem wir zeigen, daß fern im Süd, im schönen Spanien, ganz andere Dinge wachsen, als Kegergerichte und Scheiterhaufen und Folterkammern.

Wir glauben diese Arbeit nicht erfolgreicher vollenden zu können, als durch den Hinweis auf ein Werk der Dichtkunst, das in den letzten Jahren von einem spanischen Priester—gesungen wurde, dessen liebliche Gestalt und ideale Gesinnung im Sturme die Herzen aller edlen Menschen der civilisirten Welt wie im Sturme eroberten.

Wir meinen die „Atlantis“ des Priesters Jacinto Verdaguer, die in deutscher Uebersetzung kürzlich in prächtiger Ausstattung zum Preise von \$1.10 erschienen ist.

Uebersetzungen erreichen nie die Schönheit des Originals, und wenn wir von dieser Uebersetzung sagen, daß sie schön sei, so können wir daraus auf die größere Schönheit des Originals schließen.

Die deutsche Sprache kann sich ja mit dem Wohlklang und der Melodie des Spani-

schen nicht messen, und Verdaguer hat nicht spanisch, sondern catalanisch geschrieben, d. h. in einer Mundart, die im Nordosten Spaniens herrschte, ehe Castilien seine Sprache Spanien aufdrängte. Hier war die Heimath der Troubadours und Jacinto Verdaguer ist der Troubadour seiner Heimath, der die Sänger Cataloniens übertragt, wie Homer die Dichter Griechenlands. So groß ist seine poetische Begabung, daß die Welt bereits begonnen hat, die Mundart Cataloniens zu studieren, um die Werke Jacinto Verdaguers zu verstehen.

Wenn je die klassischen Werke Hellas' und Latiums verloren gehen sollten, dann hätte die Welt einen Ersatz in Catalonien gefunden, und Jacinto Verdaguer könnte auf unseren Gymnasien als Muster des guten Geschmacks gelesen werden, wie gegenwärtig Homer und Virgilius. Und sollte er Beiden in der Kraft der Individualisirung nachstehen, so übertrifft er Beide an Erhabenheit der Sprache und Reinheit der Darstellung. Er ist ein reiner und keuscher Dichter, der nur in Spanien seines Gleichen findet, in jenem vielgeschmähten und bis heute unübertroffenen Lande, in dem die allgemeine Schulbildung die Geister noch nicht verflachte, und wo das goldene Kalb auch heute noch nicht angebetet wird.

Zum Gegenstande seiner Erstlings-Muse hat Jacinto Verdaguer sich den Untergang der Atlantis gewählt, ein Stoff, so groß und gewaltig, daß jeder Andere d. h. Nichtspanier im Voraus darauf verzichtet hätte, ihn poetisch zu gestalten.

Wir kennen außer Milton keinen Dichter, dem ein so gigantischer Stoff je gelungen wäre. Wie aber Milton in seinem verlorenen Paradiese erfolgreich das Abstrakte individualisirte, und was unsäßbar erschien, concret erfaßte und darstellte, so hat wie

leizler und schöner Verdaguer den ferne liegenden Stoff der untergegangenen Atlantis zusammengefaßt und in 10 Gesängen einen Gegenstand besungen, der sich auf Jahrtausende erstreckt, und Sage, Geschichte, Mythologie, Geologie, Vulcanismus und Neptunismus zweier Welttheile und die Geschichte des Erdkreises von mehr als 4,000 Jahren umfaßt.

Niemals hat ein Dichter gewagt, ein solches Thema zu wählen, und wenn Verdaguer den großen Wurf wagte und glücklich vollendete, so zeigt diese Thatsache allein, daß er ein Dichter ist, der alle Schwierigkeiten spielend überwindet.

Wohl weist die Atlantis Partien auf, die an die kalte Keuschheit der deutschen Mythologie erinnern: verglichen mit der Gluth der griechischen Personifikation tritt die Allegorie zu nacht hervor und es fehlt die individuelle Präcision der Gestalten. Niemals aber fehlt die Pracht der Darstellung, die Frische der Empfindung, das Ebenmaß der Theile, die poetische Wahrscheinlichkeit. Mehr kann Niemand bei einem so abstracten, weit aus einander liegenden Thema erwarten.

Die Atlantis ist ein Epos im wahren Sinne des Wortes und kann sich den besten Epopöen der Weltliteratur würdig zur Seite stellen, und übertrifft, wenn man die Schwierigkeit des Gegenstandes erwägt,

in vielfacher Beziehung alle Epopöen der Weltliteratur. Der Hauptvorzug der Dichtung ist dieser, daß Verdaguer diesen prähistorischen Stoff so individualisirt, daß er zum schönsten und erhabensten Loblied Spaniens ausklingt; daß im ersten Gesange Christoph Columbus in herrlicher Allegorie erscheint, und im letzten der Traum Isabella's in der ganzen Pracht der Poesie dem kühnen Genuesen die Mittel verschafft, die Atlantis zu erforschen, und die Klust zu überbrücken, welche der Untergang der Atlantis seit Jahrtausenden zwischen Ost und West verursachte.

Die mittleren Gesänge behandeln das eigentliche Thema.

1. Gesang: Der Brand der Pyrenäen
2. Gesang: Der Garten der Hesperiden.
3. Gesang: Die Atlantiden.
4. Gesang: Die Straße von Gibraltar.
5. Gesang: Der Sturz der Wasser.
6. Gesang: Hesperis.
7. Gesang: Chorgesang der griechischen Inseln.
8. Gesang: Untergang der Atlantis.
9. Gesang: Der Thurm der Titanen.
10. Gesang: Das neue Hesperien.

Viel Schönes ließe sich von jedem Gesange sagen und an prächtigen Citaten überströmt jedes Kapitel. Wir verzichten darauf und rufen unsern Lesern zu: Nimm und lies!



Was das Athemholen für den Leib ist, das ist das Gebet für die Seele.

Die Kirche nennt Maria den Bogen des Friedens zwischen Gott und den Menschen; schön wird sie gepriesen, wie der Mond, der in der Nacht auf den Stürmen des Weltmeeres leuchtet, auservählt wie die Sonne, hold wie die Morgenröthe bei der Dämmerung unserer Bekehrung; ja Augustin behauptet: darum seien die Strafen der Vorwelt heftiger gewesen, weil Maria die Zuflucht der Sünder noch nicht war.

Bei einem Erdbeben in Italien wurde eine Frau aus den Ruinen eines Hauses, das über ihr zusammengestürzt war, hervorgezogen. Ein Priester ließ nämlich die Steine hinwegräumen und fand unter denselben die Frau mit ihren zwei Kindern in den Armen: Alle waren gesund und unbeschädigt. Gefragt, wodurch sie wohl eine solche wunderbare Rettung verdient habe, gab die Frau zur Antwort: 'Ich habe nie unterlassen, täglich den heiligen Rosenkranz zu beten und eine gewisse Muttergotteskapelle zu besuchen.'

Künstler und Karmeliter.



Im Januar 1871 wurden die Freunde der Kunst durch folgende Nachricht schmerzlich überrascht: „Freitag, den 20. d. M. entschlief zu Spandau, wiederholt gestärkt durch die heiligen Sterbefakramente der Seelsorgsgeistliche der französischen Kriegsgefangenen, Pater Augustin Hermann Cohen, vom Orden der unbeschuheten Karmeliter, als ein Opfer seines Berufes.“ So meldete die Pfarargeistlichkeit von Spandau.

Ein Virtuos auf dem Piano, ein Virtuos der Beredsamkeit und ein Virtuos heiligen Eifers war dahingeshieden. Ein Bild seines merkwürdigen Lebens, voll Unruhe und auch voll Frieden, dürfte in diesem Büchlein eine passende Stelle finden.

Hermann Cohen war der Sohn eines reichen jüdischen Bankiers zu Hamburg und daselbst am 10. November 1821 geboren. Gott hatte ihn mit Talenten reich ausgestattet; besonders in der Musik machte er trotz seiner schwächlichen Gesundheit so reizende Fortschritte, daß er schon mit 12 Jahren sein erstes öffentliches Concert auf dem Piano geben durfte. Bald darauf kam sein Vater durch wiederholte Unglücksfälle in seinem Vermögen herab, und die Mutter entschloß sich, mit ihrem Sohne nach Paris zu gehen. Bei Gelegenheit dieser Reise trat Cohen zum erstenmal in Deutschland auf, zu Frankfurt am Main, wo sein Musiktalent einen glänzenden Triumph feierte. Im Juli 1834 zu Paris angelangt, gewann er bald die Zuneigung des schon damals berühmten Liszt, und unter dessen Leitung bildete er sich in kurzer Zeit zum Liebling der Pariser Salons heran. Auch mit der Schriftstellerin George Sand kam er in Verbindung, und beim Lesen ihrer glaubenslosen, unsittlichen Romane „erhoben sich die Nattern böser Begierden über seinem Haupte“, wie er selbst schreibt, „und keine Hand war da,

den Jüngling gegen ihre giftigen Bisse zu vertheidigen.“ Bald machte er Kunstreisen durch England, die Schweiz, Italien, Deutschland, und verdiente ungeheure Summen; aber, weil ohne religiösen und sittlichen Halt, gehorchte er zu gleicher Zeit rücksichtslos den wildesten Leidenschaften, so daß seine Familie darob fast in Verzweiflung gerieth. Die Kunst ist ein gefährliches Talent und macht nur wenige glücklich; auch Cohen fühlte sich, trotz aller Genüsse der Welt und trotz aller Triumphe, die er feierte, in seinem Innern unbefriedigt. Er war nicht glücklich, aber er sollte es werden; er lag in den Banden des Unglaubens und der Sünde, aber er sollte zur katholischen Wahrheit und zu großer Gnade gelangen. So fügte es die Guld und die barmherzige Liebe Gottes. Dem P. Alphons Ratisbonne, einem andern Israeliten, der wunderbar zum christlichen Glauben geführt worden, schreibt Cohen also:

„Nachdem ich ganz Deutschland durchzogen und das Geld, das ich gewonnen, ebenso schnell wieder verschwendet hatte, kehrte ich nach Paris zurück und nahm bald wieder eine glänzende Stellung ein. Alles gelang mir mit einem unglaublichen Erfolge, und ich wurde der Günstling und das Schooßkind des Publikums. Was das Glück Reizendes, was die Welt Verführerisches hat, bemächtigte sich meiner Seele, und so lebte ich denn ganz in den Tag hinein. Indeß wie viel Schönes und Vereidenswerthes eine solche Lebensweise in den Augen der Menschen hatte, mich befriedigte sie nicht. Ich fühlte eine beständige Unruhe An einem Freitage im Monat Mai des Jahres 1847 ließ mich der Fürst von der Moskowa (Nej) bitten, für ihn die Leitung eines Chors von Dilettanten in der Kirche St. Valere zu übernehmen. Im Augenblick, als der Segen gegeben wurde, fühlte ich zum ersten Male eine sehr lebhaft, aber unbeschreibliche Aufregung

in meiner Seele. Am darauffolgenden Freitag hatte ich dieselbe Empfindung, jedoch viel stärker, und ich fühlte mich wie von einer bedeutenden Last, die auf meinen ganzen Leib drückte, genöthigt, mich wider meinen Willen zur Erde zu beugen.“

Bis dahin hatte Cohen einen wahren Abscheu vor katholischen Priestern gehabt; jetzt fühlte er sich gedrungen, seine Abneigung zu überwinden und seinen ganzen Zustand einem Priester zu eröffnen. Er wandte sich an den Abbe Legrand, Promotor der Erzdiözese von Paris, und dieser gab ihm ein Lesebuch über die christliche Religion. Cohen las und sagte den Gedanken, einmal der katholischen Messe beizuwohnen. Er that dies wirklich am 8. August 1847 zu Ems, wohin er eines Concerthes wegen gereist war. Hier ergriff ihn die Macht der Gnade und erfüllte sein Herz mit übernatürlicher Reue. Cohen berichtet an P. Ratisbonne:

„Ich begab mich zur Messe, da fesselten wie immer die Ceremonien meine Aufmerksamkeit; aber nach und nach sängen die Gebete des heiligen Opfers, die Gesänge, die zwar unsichtbare, aber doch von mir gefühlte Gegenwart einer übermenschlichen Macht an, mich in eine Aufregung, Verwirrung, in eine heilige Furcht zu versetzen; mit einem Wort, es geschah der göttlichen Gnade, sich mit aller Gewalt über mich zu ergießen. Bei der Erhebung der heiligen Hostie fühlte ich mit einem Male meine Augen in eine Fluth von Thränen ausbrechen, die in wohlthuernder Fülle unaufhörlich über meine Wangen herabströmten . . . Ohne Zweifel fühlte ich, was der heilige Augustin fühlen mußte im Garten von Cassiacum, im Augenblicke, als er jenes denkwürdige „tolle! lege!“ vernahm; was Sie, mein theurer Vater, fühlen mußten in der Kirche zu Rom am 20. Januar 1842, da die Allerheiligste sich herabließ, Ihnen zu erscheinen.

„Ich erinnere mich, in meinen Kinderjahren geweint zu haben, aber nie, nie wurden mir solche Thränen bekannt. Während sie

strömten, fühlte ich die schneidendsten Gewissensbisse über mein ganzes vergangenes Leben, und plötzlich und von selbst, wie durch einen Schauer, fing ich an, innerlich und mit aller Geschwindigkeit Gott eine allgemeine Beichte abzulegen über all' die ungeheuren Fehltritte, die ich seit meiner Jugend gethan; ich sah sie aufgeschlagen vor mir zu Tausenden, abscheulich, wie sie einander drängten und den ganzen Zorn des ewigen Richters verdienten. Allein bald folgte hierauf auch eine von mir bisher niemals empfundene Beruhigung der Seele, daß der barmherzige Gott mir verzeihen, daß er seinen Blick abwenden werde von meinen Vergehen, daß er Mitleid haben werde mit meiner aufrichtigen Zerknirschung, mit meinem bitteren Schmerze, mit meiner heftigen Reue. Ja, ich fühlte, daß er Gnade an mir gethan, und daß er als Sühne angenommen jenen festen Entschluß, ihn über Alles zu lieben und mich in Zukunft ganz zu ihm zu bekehren. Beim Austritt aus jener Kirche zu Ems war ich schon Christ . . . ja, ein solcher Christ, wie man es sein kann, wenn man die heilige Taufe noch nicht empfangen hat.“

Mit solcher Umwandlung des Herzens kehrte Cohen nach Paris zurück, und schon den 28. August 1847, am Tage des heiligen Augustin, ward er in der Kapelle Unserer Lieben Frau von Sion durch die heilige Taufe in die katholische Kirche aufgenommen. Eine unaussprechliche Ruhe kehrte damit ein in seine durchstürzte Seele.

„Ich fühle in mir einen süßen Frieden,“ schreibt er, „mein Geist ist ruhig, ich bin wie ein Kind auf dem Schooße seiner Mutter. Ich will nichts und fürchte nichts mehr, ich lasse mich lenken, wie man will. Ich kümmere mich auch darüber nicht, was Andere von mir glauben werden. Ich verrichte jetzt alle meine Werke so gut, als ich nur kann, unbefangen, treudig, und sehe ganz ab vom Erfolge. Ich richte mich selbst nicht mehr, und fürchte nicht mehr, gerichtet zu werden. Keine eillen Beunruhigungen mehr!“

Alles für Jesus: das wurde jetzt sein Wahlspruch, den wir auch an der Spitze aller seiner Briefe finden. „Der Augenblick,“ schreibt er ein andermal, „wo ich nur für Gott leben kann, wird für mich sein, was der Himmel für das Menschengeschlecht, was die Rückkehr auf den Thron für den gestürzten König, was ein frische, klare Quelle für den verschmachtenden Wanderer! Wie kostbar ist das Wissen von Jesu Christo! daß ich doch, wie Augustinus, Allen absterbe, was Du nicht bist!“

Schon vor seiner Taufe hatte Cohen den Entschluß gefaßt, Priester zu werden. Mit einigen Genossen stiftete er später die Congregation der nächstlichen Andeutung des allerheiligsten Sakramentes, und während er vor demselben nun anbetend kniete, wurde ihm sein Beruf zum heiligen Ordensstande klar. Er machte Exercitien und las während dieser Zeit das Leben des heiligen Johannes vom Kreuz, wobei ein unwiderstehliches Verlangen nach dem Orden vom Berge Karmel in ihm erwachte. Am 16. Juli 1849 reiste er nach Agen, dem Hauptkloster der unbeschuhten Karmeliter in Frankreich, und bat um Aufnahme in den strengen Orden. Nachdem er siebenzehn Tage lang geistliche Uebungen gemacht hatte, wurde er zu Broussay, in der Nähe von Bordeaux, ins Noviziat aufgenommen. Dasselbst bereitete er sich einen Monat hindurch auf die Einkleidung vor, welche stattfinden sollte, sobald die Genehmigung hierzu von Rom eingetroffen wäre. Statt dieser kam jedoch ein abschlägiger Bescheid, wahrscheinlich wegen Cohen's früherer Lebensweise und wegen der kurzen Zeit, die erst seit dessen Bekehrung verstrichen war. Noch am nämlichen Tage reiste Cohen nach Rom ab, um seine Bitte dem Ordensgeneral oder dem heiligen Vater selbst vorzutragen. Am 16. September kam er daselbst an. Er erhielt die gewünschte Erlaubniß und kehrte eilig nach Broussay zurück, wo er am 6. Oktober eingekleidet wurde und ein Jahr später die heiligen Ordensgelübde ablegte. Nach eifrigen Studien der Theologie erhielt

er am Ostersamstage des Jahres 1851 die Priesterweihe, und vertauschte nun für immer den Namen Hermann mit dem des P. Augustin Maria vom allerheiligsten Sakrament. Am Ostersfeste feierte er seine erste heilige Messe, und in derselben Woche predigte er zum erstenmal über die öftere Communion.

Der neue Ordenspriester zeigte bald eine ungewöhnliche, hinreißende Beredsamkeit, welche auf die Zuhörer stets einen überwältigenden Eindruck ausübte, gleichviel, ob er in Frankreich und Belgien in französischer, oder in Deutschland in deutscher Sprache predigte. Die Kirchen, in denen er auftrat, waren stets überfüllt. Am 2. September 1864 bestieg er die Rednerbühnen in der Katholikenversammlung zu Mecheln, — ein einfacher Mönch mit geschorenem Haupte, in dunkler Kutte, mit Sandalen an den Füßen; und als er mit begeisterter Beredsamkeit die Fortschritte der katholischen Kirche in England schilderte, wußte er alle seine Zuhörer so zu electrifizieren, daß selbst berühmte Redner, wie Bischof Dupanloup und P. Fely in den Schatten gestellt wurden. Während des Jubiläums 1865 haben auch die Katholiken Berlins sein außergewöhnliches, zündendes Redetalent in der St. Hedwigskirche bewundern können. Besonders entflammt erschien Cohen, wenn er über das allerheiligste Sakrament sprach. Zahlreiche Befehrun gen waren die Früchte seiner Beredsamkeit; darunter ist diejenige des jüdischen Malers Bauer aus Wien, später Abbe Bauer in Paris, die berühmteste geworden.

Nachdem P. Augustin Cohen 1858 zu Bagneres, wo er früher schon seiner Kränklichkeit wegen eine Badekur hatte gebrauchen müssen, ein Karmeliterkloster nebst Kirche gebaut hatte, welche letztere von berühmten Malern, wie z. B. Horace Vernet, um ihres Gründers willen unentgeltlich mit Werken ihrer Kunst geschmückt ward, führte er den Orden auch in England wieder ein und gründete ein Klosterchen desselben in London, dem er als Superior

vorstand, bis er durch ein Augenleiden genöthigt wurde, nach dem südlichen Frankreich zurückkehren.

Im November 1870 kam er in Begleitung eines Dominikaners, P. Mathieu le Comte, nach Berlin und bat um die Erlaubniß, unter den französischen Kriegsgefangenen in Spandau die Seelsorge ausüben zu dürfen. Dies wurde ihm gewährt, und nun lag P. Augustin mit verzehrendem Eifer seinem heiligen Berufe ob. Wie ein Soldat auf dem Kampfplatze, so sollte er das Opfer seiner priesterlichen Thätigkeit werden. Die schwarzen Blattern, welche unter seinen Pflegebefohlenen herrschten, ergriffen auch ihn. Als der anfängliche Verlauf der Krankheit baldige Genesung verhieß, freute er sich lebhaft, Gott auf dieser Welt noch länger dienen zu können. Noch so viele Pläne, das allerheiligste Sakrament zu verherrlichen, zogen ja durch seine Seele!

Als aber die „graue Schwester“, welche ihn pflegte, die Anzeichen einer tödtlichen Wendung der Krankheit bemerkte, da

genügte auch eine leise Andeutung, daß er rasch jedes Verlangen des Eigenwillens erlöbete, um Gott das vollkommene Opfer des Lebens, das der Ordensmann längst schon dargebracht, mit demselben Te Deum zu erneuern, wie er es in der Proseß gesungen hatte. Die Schwester mußte mitjungen und ihn auch begleiten bei den andern Kirchengefängenen, welche ihr lateinisch bekannt waren, wie z. B. beim Magnificat, beim Salve Regina und beim De profundis. Die zwei letzten Tage kam er immer wieder auf diese vier Lieder zurück; jaß beständig sang er dieselben, so gut es freilich ging, und betete dann wieder dazwischen das schöne „Gedenke, o gütigste Jungfrau.“ Sein Angesicht, dem nächsten Tabernakel zugewendet, hatte gleichfalls die rührendsten Herzensergießungen zum heiligsten Sakramente. So sang P. Augustin Cohen, der berühmte Pianist, sich in die Ewigkeit hinüber und starb am 20. Januar 1871, Vormittags 10¼ Uhr, voll Vertrauen auf das Privilegium des Skapulier's für den nächsten Samstag.



Wenn ein Mann, der das ganze Jahr durch sein Amt an einen Ort gebunden ist, im Sommer oder im Herbst eine Reise macht, um andere Orte und andere Gesichter zu sehen und sich auszulüften und aufzufrischen: wer hat etwas dagegen? Und wenn reiche Leute, die sich sonst nicht gerade sehr quälen müssen, eine Reise machen, um schöne Gegenden zu sehen, merkwürdige Plätze aufzusuchen und gegenüber dem Einerlei des alltäglichen Lebens einige Abwechslung eintreten zu lassen: wer hat etwas dagegen? Und wenn irgendwo etwas Absonderliches zu sehen und zu hören ist, hohe Personen oder Ausstellungen von Merkwürdigkeiten, oder allerlei wildes Gethier und Viele gehen hin, um zu hören und zu sehen, was man sonst nicht alle Tage und nicht aller Orten zu sehen und zu hören bekommt: wer hat etwas dagegen? Zu schönen Städtchen, zu Turnfesten und

großen Musiken, zu Jahrmärkten und Ausstellungen, zu hohen Bergen und fernen Meeren, zu wilden Thieren und zu absonderlichen Menschenkindern darf man reisen, wenn man Zeit und Geld dazu hat. Nun sollte man meinen, es dürfte auch eine fromme und heilige Absicht einma!inen Christen Menschen vom Hause locken. Und wie die irdische Gesinnung und das weltliche Geliüsten so Viele aus der Heimath auf Reisen jagt, so dürfte doch, sollte man meinen, auch einmal der Bauersmann und der arme Tagelöhner, der Handwerker und der Schreiber, der fromme Knabe und das sitzame Mägdlein, das arme Mütterchen und ernste Mann für einen oder ein paar Tage aus Dorf und Stadt hinausgehen, um etwas Besondere zu hören und zu sehen, was ihnen zugleich gut thut für ihre arme Seele, die sonst in dem Staube und Wuste des täglichen Treibens verjähimmeln könnte. Deshalb gehen sie einmal auf eine Wallfahrt, und das ist gut.

Der Prophet Elias.

Eine Charfreitag-Betrachtung.



Von dem Gebirgsag, der das Land Palästina durchzieht, springt eine Bergspitze in scharfen Abhängen nach dem Meere hin vor: seine Gipfel spiegeln sich in dessen blauen Fluten; es ist ein Berg, der zur Zeit des Elias mit mächtigen Cedern und vielem Gebüsch bewachsen war; dazwischen Abhänge, wo Weinberge und Selbaumgärten in üppigster Fruchtbarkeit gleich einem Sechmeide und goldenen Behängen diesen Berg der Fruchtbarkeit, wie der Prophet ihn nennt, in aller Herrlichkeit umziehen; es war die Wohnung, der Aufenthalt des Elias, der Berg Karmel. Wenn wir seinen Namen hören, dann geht in uns die Vorstellung von Herrlichkeit und Schönheit auf. Hat ja der Prophet Jsaías bereits seine Zierde geschildert, und die seligste Jungfrau, die schönste der Jungfrauen, mit einer Blüte des Karmel verglichen. In ruhigen Zeiten lag der Berg einsam und still da; das Geräusch der Städte zu seinen Füßen klang nicht zu seinen dunklen Schatten hinauf; der Lärm des Palaßes der Jezabel, der nicht weit von da lag, wurde nicht auf seinem Gipfel gehört. Die weisevolle Einsamkeit und Ruhe ward nur hier und da durch den Flügelschlag eines Vogels und durch das Uechzen der Baumstämme des Waldes belebt. Aber heute an dem Tage, den die hl. Schrift uns schildert, da auf dem Berge Karmel die Entscheidung fiel zwischen Gott und Baal, ist es anders: Rund um den Berg herum Geräusch und Lärm und Menschenmenge. Von rechts und links ziehen Hunderte, Tausende den Berg hinauf. In wilder Hast, sich überstürzend, fortwährend über die Felsblöcke des Berges, auf den steilen Wegen und auch über die Abhänge hin zieht mit Cymbeln und Trompetenschall das ganze Volk hin, auf auf den Berg Karmel.—Da steht ein

Mann in königlichen Gewändern, umgeben von seinem Hofstaat und seinem Gefolge, finster blickend. Aufregung und Unruhe liegt auf seiner ganzen Erscheinung; erregt pocht sein Herz, er ist in äußerster Spannung; es ist Achab, der König. Ihm gegenüber steht in schlichtem Pilgerkleid der Prophet Elias; er ist ganz allein, aber es überflutet wie göttliche Majestät ihn und sein dunkles Gewand. Was ist die Veranlassung zu der merkwürdigen Zusammenkunft? Elias hatte dem Achab auf den Vorwurf, daß er der Quäler Israels sei gesagt: Nicht ich quäle Israel, sondern du, der du abgewichen bist von den Geboten des Herrn. Nicht die Gnade Gottes bringt die Qual des Menschen hervor, nein, der Dienst der Leidenschaft ganz allein. „Aber nun,“ so fuhr Elias fort zu Achab zu reden, „nun schicke hinaus und versammle mir ganz Israel auf dem Berge Karmel und die vierhundert und fünfzig Propheten Baals und die vierhundert Propheten der Haine, die an dem Tische der Jezabel essen.“ Ein großartiger Vorschlag voll Vertrauen und Zuversicht— die Entscheidung sollte fallen, ob die Sache des Elias oder der Baaldienst des Achab Gottes Sache sei.

Wie Elias wünschte, so that der König; er ging hin und schickte aus nach allen Söhnen Israels, sagt die hl. Schrift, und versammelte die vierhundert Propheten der Astaroth auf dem Berge Karmel. Nun sind sie geschaart um den König Achab, den Verführer, der, in Verbindung mit seinem Weibe Jezabel, sie zu Priestern der Götzen gemacht.

Da tritt Elias vor und redet,—nicht etwa zu den Priestern der Götzen, o nein! die waren seines, des Propheten Wortes, nicht mehr werth; die sind längst dem Dienste Satans verkauft. Es schildert die hl. Schrift die elenden Kreaturen mit einem ein-

zigen Worte: „Die Priester, die vom Tische der Jezabel aßen,“ vom Tische Jezabel, dieses verbrecherischen Weibes; von ihr geworben, erkauft, zu feilen Dienern entwürdigt, hatten sie keinen anderen Ruhm und keine andere Ehre, als die Schmach, an der Tafel der Jezabel, des unzüchtigen Weibes, dieser Verführerin des Volkes, mit zu essen. Priester nannten sie sich, aber sie trugen nur den Namen „Priester“; in der That waren sie Sklaven der Sünde, Verführer des Volkes, elende Kreaturen, die nicht sorgten, was des Priesters Aufgabe ist, nämlich das, was Gottes ist, sondern einzig auf das bedacht waren, was ihnen die Günst der Jezabel sicherte. Wie schmachvoll ist ihr Dienst, wie entwürdigt das Priestertum in ihren unlauteren Gefinnungen und in ihren unkeuschen Händen! So erhaben ihr Name, so tief entartet ist Würde und Amt in ihrer Anechtschaft des Geistes und der Sinnlichkeit. „Priester, die vom Tische der Jezabel aßen“; für sie hat der Prophet nicht ein einziges Wort, nein, nur Verachtung, die auszudrücken keine menschliche Sprache vermag.

Aber ein Wort—ein Prophetenwort richtet Elias an das Volk, das arme, verführte Volk! O, der Prophet kannte das Volk so gut in all seiner Schwäche, aber auch in all der Verführung, die auf dasselbe eingewirkt hatte, in all seiner Versunkenheit, aber auch in all den edlen Saiten, die noch in seinem Herzen schlummerlen. Er öffnet seinen Mund und spricht: „Wie lange hinket ihr nach beiden Seiten hin?“ Treffend und packend war damit das Volk gekennzeichnet; nicht ganz vom Propheten abgewandt, aber doch hier und da einmal hingehend, um die Priester des Baal einmal zu hören; nicht vollständig von Gott getrennt,—o nein—in Grunde noch gläubig, aber den Dienst des Baal und der Astaroth doch auch nicht offen und entschieden mißbilligend, und da ja doch nichts daran zu ändern war, ab und zu, wenn auch nur, um nicht aufzufallen und zur Vermeidung von Unannehmlichkeiten einmal an dem

Dienst dieser Götzen theilnehmend. Das war es, was das Verhalten des Volkes kennzeichnete. Wie lange hinket ihr nach beiden Seiten hin?“ Abfallen von Gott wollte es nicht: der Glaube an Gott war ja das Erbtheil, das hl. Erbtheil der Väter; aber dann und wann zu den Götzenopfern gehen, die so prächtig und so glanzvoll verliefen; es war ein wirklich sehenswerthes Schauspiel von Tänzen und Schaustellungen, welche um den reichgeschmückten Altar des Baal von den Baalpriestern und Baalstöchtern aufgeführt wurden. Was soll denn Schlimmes dabei sein? Man glaubt ja nicht innerlich daran! O gewiß! im Inneren entriistet ob des unzüchtigen Treibens der Jezabel und ob jener Laster, die in den Hainen der Göttin Astaroth vollführt wurden, erkannte man in einem solchen Treiben eine Schande für das Volk und einen entsetzlichen Abfall von der guten keuschen Sitte der Vorzeit, aber wenn man seine Stellung und sein Ansehen wahren wollte, wenn man mit dem Hofe des Königs nicht alle Verbindung lösen wollte, was ja auch nicht anging, dann mußte man doch bei außergewöhnlichen Gelegenheiten die Töchter hinschicken und auch die Mode von jenen Buhlerinnen, die von Jezabel geworben waren, in etwa nachahmen. Bei jenen und diesen Festen ist es ja doch im Ganzen anständig hergegangen. Es wird nichts vorkommen, was man sich vorzuwerfen hätte! Man bleibt ja fest. So mag es der Entschuldigungen genug gegeben haben.—Wie lange hinket ihr nach beiden Seiten hin?—Die Propheten des wahren Gottes und besonders den Elias wollte man in Ehren halten. Aber wenn Gaben eingesammelt wurden zu den Festen der Astaroth—nun, da durfte man sich auch nicht ausschließen. So verlangt es die gesellschaftliche Stellung. Im Grunde sind es doch nationale Feste. Wie wird man sich denn da zurückziehen dürfen? Sollte der Prophet Elias der Sache Gottes zum Siege verhelfen, dann wird das gewiß allen Israeliten eine Freude sein.—Jude-

sen so lange die öffentliche Meinung, Macht und Ansehen auf der Seite Baals und seiner Priester ist, wird man mit dem Strome schwimmen müssen. „Wie lange hinket ihr nach beiden Seiten hin?“

Ist es nicht, als wenn unsere Zeit sich darin widerspiegeln. Wie vielen tausend Christen und Katholiken gilt das Wort des Propheten: Wie lange noch, wie lange noch hinket ihr hin und her zwischen Gott und Welt, zwischen Glaube und Unglaube, zwischen dem Dienst Satans und zwischen der Treue zur hl. Kirche? Wiederholt sich die Unbeständigkeit nicht täglich, das Schwanken hin und her zwischen den Grundfäßen des Christenthums und einer gottentfremdeten Welt- und Lebens-Anschauung? Ja, heißt es, ich bin katholisch, aber jene Zeitung, die muß ich doch halten und jene Bücher muß ich doch lesen, sonst zähle ich ja nicht zu den Gebildeten— auch wenn das Blatt und das Buch fast auf jeder Seite die heiligsten Uebersetzungen verlegt. Gewiß, ich bin katholisch, o ja, aber diese und jene Ausgelassenheit der Mode und jene Darstellung des Theaters, gegen die sich eigentlich mein sittliches Gefühl aufbäumt, die muß ich mitmachen, sonst kann man in den Kreisen nicht verkehren, die vor allen als maßgebend gelten. Gewiß, katholisch und auf gute Sitten halten, das ist nötig, aber die Vergnüungen, jene Feste, von denen ich mir allerdings jagen muß, daß sie den Anschauungen der Kirche, deren Wünschen und Mahnungen widersprechen, nun, davon sich ganz ausschließen, das geht auch nicht; das eine oder andere Mal hinzugehen, wird doch nicht so schlimm sein. Die Söhne jenen Verbindungen zugefellen, welche die Kirche verwirft,—das wird nötig, wenn man ihr Fortkommen in der Welt sichern will. Gewiß, ich will christlich, ich will katholisch sein, aber ich muß auch mit der Welt leben. Die Töchter können unmöglich jenen Bazars fernbleiben, welche durch irgend einen guten Zweck sich empfehlen, wenn auch manches da vorkommt, was das Zartge-

fühl der Anschuld verlegt; aber sich ausschließen, geht nicht an: „Wie lange hinket du nach beiden Seiten hin?“ Ehrlich, gewiß, das muß man sein; aber jene unehrlichen Praktiken des Geschäftes, die kann ich unmöglich lassen: es ist sonst nicht möglich, die Konkurrenz zu ertragen. Verzeihen will ich, o ja, aber reden mit dem, den mein Herz haßt, das geht nicht. Ein reines Herz, die Keuschheit bewahren, o ja, das will ich auch, aber jene Verbindung, jenen Verkehr, den der Priester im Beichtstuhl verboten, kann ich nicht ganz aufgeben; es würde auffallen, ich muß doch wenigstens das eine oder andere Mal noch hingehen. Alle Beziehungen abbrechen und wenn ich auch die Gefahr des Rückfalles fürchten muß, das vermag ich nicht. „Wie lange hinket du nach beiden Seiten hin?“ Heute am Altare deines Gottes und morgen im Dienste des Gözen deines Herzens; heute die heiligsten Vorsätze und morgen zurück in die Gelegenheit und die Gefahr der Sünde. Wie lange hinket du nach beiden Seiten?

Wirst du vor deinem Gott bestehen können? O nein nimmermehr! Was sagt die Vernunft? Als die beiden mächtigsten Heere der allen Welt sich gegenüberstanden, ließ der König Darius dem Xerxes sagen: „Die Erde kann nicht zwei Sonnen tragen, die Welt kann nicht zwei Könige ertragen. Morgen mußt du mit mir kämpfen oder dich mir unterwerfen.“ Geheilte Herrschaft geht nicht an; und auch des Menschen Herz kann nicht zwei Könige haben. Was sagt dir dein Gott? Als man im alten Bunde den Gözen Dagon neben der Bundeslade aufstellte, da stürzte der Göze zusammen. Da hat Gott bekundet, was er in dem heiligen Gebote dem Menschen geboten hatte: „Du sollst keine fremden Götter neben mir haben.“ Er, der Herr, dein Gott, will allein der Gott deines Herzens sein. Die Halbheit der Menschen ist die Schwäche der Sache Gottes. Die Lüge vermag nichts gegen die Wahrheit, aber sie war stark genug, die Halbheit zu besiegen.

Halbheit führt zum Vliebergang der Sache Gottes und ist das Verderben des Christen. Ihr Herz ist getheilt, sie werden zu Grunde gehen, sagt der Prophet Esee. Der hl. Apostel Jakobus sagt es Jedem, der zwischen Gott und der Welt hin und her hinkt: „Wer ein Freund dieser Welt sein will, der wird ein Feind Gottes.“ Bei der hl. Taufe wird Jedem, der durch das Wasser der Wiedergeburt in das Reich Gottes Aufnahme erhält, die Frage gestellt: Wider- sagst du dem Satan, wider sagst du der Welt und ihrer Lust, erst dann hält Zeus Christus Einzug in das Herz, den Tempel des hl. Geistes. Gott und der Welt zu dienen, Satan und der Leidenschaft auf der einen Seite und dann auf der anderen Seite dem gekreuzigten Christus Gehorschaft zu leisten, das ist ein Beginnen, welches stets mißlingt; es wird niemals gelingen. Der göttliche Heiland selbst versichert es: Niemand kann zwei Herren dienen: entweder muß er den einen hassen und den anderen lieben, oder den einen lieben und den anderen hassen. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.

Die heilige Schrift schildert in erschütternden Worten den Gang der Ereignisse, die auf dem Berge Karmel sich vollzogen. Elias sprach: „Ich allein bin übrig geblieben als Prophet des Herrn; der Propheten Baals aber sind vierhundertundfünfzig. Nun möge man uns zwei Stiere bringen, die Propheten des Baal mögen sich einen Stier wählen, ihn in Stücke hauen, und auf's Holz legen, aber kein Feuer darunter thun. Dann will ich den anderen Stier zurichten, ihn auf's Holz legen, aber kein Feuer darunter thun. Alsdann ruft ihr die Namen eurer Götter an, und ich will den Namen meines Herrn anrufen, und wessen Gott dann das Flehen erhört und Feuer vom Himmel sendet, der soll unser Gott sein. Das ganze Volk rief aus: das ist ein vortrefflicher Vorschlag; so ist es recht. Die Propheten Baal's, vierhundert- fünfzig an der Zahl, umstanden den Altar ihres Götzgen und riefen vom Morgen bis

zum Abend: Baal, höre uns. Es klang wieder von den hohen Felsen des Berges, das Echo kam aus den Schluchten des Thales. Es war, als ob der ganze Berg zu reden und zu rufen beginne: Baal höre uns. Nachdem der Mittag vorüber und die Zeit gekommen war, zu welcher das Opfer dargebracht zu werden pflögte und die Ohnmacht des Gottes der falschen Propheten erwiesen war, baute Elias seinen Altar, legte das Opfer darauf und rief den wahren Gott an. Da fiel das Feuer des Herrn vom Himmel und verschlang das Opfer und das Holz und die Steine, die Erde und auch das Wasser, das in dem Wasserlauf den Altar umspülte. Als dies das ganze Volk sah, fiel es auf sein Angesicht nieder und rief: „Wahrhaftig, der Herr ist Gott, er und kein anderer, der Herr ist unser Gott.“

Es war das Herabfallen des Feuers auf das Opfer des Elias für das Volk Isreal kein fremdartiges Zeichen. In seiner Vorstellung tauchten die Erinnerungen der Vorzeit aus dem Leben seiner heiligen Väter auf; die Erinnerung an Gedeon, an die Herrlichkeit Gottes, die sich an Moses und Aaron offenbarte; an die Majestät des Unendlichen, die in dem Tempel Salomons erschien. Vor ihren Augen erneuerte sich dieses Herniedersteigen Gottes im Feuer auf das Opfer des Elias. Aber nicht allein auf das Opfer, auch in die Herzen des Volkes fiel das Feuer vom Himmel; dort entzündete es das Licht des Glaubens. Jetzt brannte nicht mehr allein das Opfer und der Altar, es brannten auch die Herzen des Volkes, daß sie aufleuchteten in dem Gottesglauben und der Gottesliebe. Im Feuer erkannten sie die Herrlichkeit und Majestät des lebendigen Gottes.

Wir schauen mit den hl. Vätern von der Höhe des Karmel hinüber nach Golgatha, wo in dem Opfer, das Jesus Christus in seinem Blut und seinem Tod dem himmlischen Vater darbrachte, die Herrlichkeit des Unendlichen noch vollkommener herniedergestiegen ist. In Jesus Christus ist

die Gottheit, welche in dem Feuer auf Karmel herniederstieg, mit der Menschheit verbunden. Er ist Gott und Mensch zugleich. Nicht in der Gestalt des sichtbaren Feuers bekundet er dort auf Golgatha seine Gegenwart, viel vollkommener offenbart er sie in einem andern göttlichen Feuer, in dem Feuer der göttlichen Liebe. Seine Herrlichkeit und seine Majestät hat hier nicht ein Schlachthier ergriffen und als ein wohlgefalliges Opfer verzehrt. Hier auf Golgatha hat das Feuer der Gottesliebe den eingeborenen Sohn ergriffen, der Mensch geworden war. So hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingab, und jubelnd ruft der Apostel aus: Gott der reich ist an Erbarmung, hat wegen seiner übergroßen Liebe, womit er uns geliebt hat, uns in Christo zum Leben erweckt. Ueber ihn, der dort für uns stirbt, hat der himmlische Vater gesagt: Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe. In der Erfüllung des hl. Willens seines himmlischen Vaters bringt der Sohn Gottes im Uebermaß der göttlichen Liebe sich selbst zum Opfer dar. Das alles geschieht in dem Feuer der Liebe. Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu bringen und was will ich anders, als daß es brenne. Schon im Munde des Propheten Jeremiaß sagte er von sich: Es ist in meinem Herzen wie ein brennendes Feuer geworden, und hat sich eingeschlossen in all meine Glieder und ich vermochte es nicht jerner zu ertragen. Das ist das Feuer, welches in den Leiden des Sohnes Gottes in hellen Flammen aufflammte. Die Flammen der göttlichen Liebe, sie brannten in seinen bitteren spitzen Dornen, stärker als der Schmerz, den diese Dornen seinem Haupte verursachten. Die Flammen dieser Liebe umhüllten seinen hl. Leib, als er bei der Geißelung in ein Meer des Schmerzes und der Bitterkeit versenkt wurde. Die Flammen dieser göttlichen Liebe umwogten sein heiliges Kreuz, als er im Tode rang, und alle seine Gebeine gezählt wurden. Diese Flammen schlugen heraus aus seinen

heiligen fünf Wunden, mit denen er das Kreuz umfing. Diese Flammen der göttlichen Liebe brachen wie aus einem unerlöschlichen Herd, aus seinem durchbohrten göttlichen Herzen hervor und brennen fort in den Strömen seiner Liebe, die in den hl. Sakramenten fluthen. Diese göttliche Liebe hat ihn gezeißelt, mit Dornen gekrönt, an's Kreuz geschlagen und mit Galle und Essig getränkt, sie hat sein Herz durchbohrt. O, das war eine viel herrlichere Flamme der Majestät göttlicher Liebe, die auf Golgatha herniederfiel, als die, welche das Opfer des Elias verzehrte. Dein Gott ist ein verzehrendes Feuer, ein verzehrendes Feuer der göttlichen Liebe im Neuen Bunde.

Hier auf Golgatha wie dort auf Karmel vollzieht sich die Entscheidung zwischen Gott und Satan, zwischen Gottesverehrung und Satansdienst, zwischen der Freiheit der Kinder Gottes und der Knechtschaft unter dem Joche Satans. Vor seinem Leiden hat es Jesus Christus selbst angedeutet: Jetzt, sagte er, vollzieht sich das Gericht der Welt; jetzt wird der Fürst dieser Welt hinausgeworfen. Alles drängte in dem Leben und dem Leiden des Heilandes auf die Entscheidung in der Stunde seines Todes. „Wir wollen ihn den Gerechten auszrotten aus dem Lande der Lebendigen, denn er ist unseren Werken zuwider; er sagt, daß er die Weisheit Gottes habe und nennt sich Sohn Gottes; er überführt uns in unsern Gedanken. Wir wollen sehen, ob seine Reden wahr sind und sehen, wie es in der Zukunft sein wird. Wenn er der wahre Sohn Gottes ist, dann wird er ihn aufnehmen und aus den Händen seiner Gegner befreien. Wenn jetzt Satan siegt, wenn Christus ausgerottet wird aus dem Lande der Lebendigen, dann ist Satans Sieg gewonnen. Darum erhebe dich, Herr, und richte deine Sache. Er hat sich erhoben und hat gesiegt der Löwe von Juda. Jesus Christus hat durch seinen Tod die Schrift der Verdammung, die gegen uns war, zerstört, indem er sie an das Kreuz heftete; er hat in seinem

Tod Satan das Lösegeld für die an Satan geknechtete Menschheit bezahlt; er hat Satan besiegt. Er hat, wie der Apostel sagt, durch seinen Tod den überwunden, der die Herrschaft des Todes hatte; er hat die Oberherrschaften und die Gewalten entwaffnet und führte sie muthvoll einher, indem er in sich selbst über sie triumphierte. Drigines erklärte es: Sichtbar ist zwar der Sohn Gottes im Fleische gekreuzigt worden, unsichtbar aber ist durch sein Kreuz Satan mit seinen Fürsten und Gewalthabern an's Kreuz geheslet worden. Da rufen wir denn mit dem Apostel voll Jubel und Dank aus: Gott sei Dank, der uns den Sieg durch unsern Herrn Jesus Christus gegeben hat.

Diese Entscheidung, dieser Sieg, dieser Triumph ist auf Golgatha im Feuer der Liebe Gottes geschehen, wegen der übergroßen Liebe, womit er uns geliebt. Auch für uns gilt das Wort: Dein Gott, Jesus Christus, ist ein verzehrendes Feuer,—ein verzehrendes Feuer der Liebe.

Wird dieses Feuer der Liebe von dem Opferaltar des Kreuzes auf Golgatha auch in unsere Herzen Funken werfen? Wird es auch in uns Licht und Feuer entzünden, daß wir brennen,—brennen in dem Feuer des Gottesglaubens und der Gottesliebe? Unser Heiland hat nichts anderes gewollt; ich bin gekommen, Feuer in die Welt zu bringen und was will ich anders als daß es brenne. Der hl. Johannes der Evangelist, der unter dem Kreuz des Heilandes gestanden, neben dem Opferaltar auf Golgatha, wo der Feuerherd der göttlichen Liebe brannte, sagt so schön: „Lasset uns Gott lieben, weil er selbst uns zuvor geliebt und seinen Sohn zur Sühne für unsere Sünden gesandt hatte.

So ergelht auch an uns, die wir zu dem hl. Kreuz, zu dem Opferaltar auf Golgatha hintreten, das Wort des Elias: Ist Baal Gott, dann folget ihm, ist aber der Herr euer Gott, dann folget ihm. Ist Baal, ist die Welt, die schläft, die Welt, die an ihren Gastmahlen sitzt, die Welt, die spazieren geht, euer Gott, dann folget ihr. Die Welt

könnte es beanspruchen, wenn sie dir das Feuer der Liebe bringen könnte, aber sie ist ein grausamer, ein harter, ein gefühlloser Tyrann, der dich knechtet, erniedrigt und abschlachtet. Sie sagten deiner Seele, blicke dich, damit wir über dich herschreiten. Wie kann diese Welt von dir fordern, daß du ihr dienest und ihr das Opfer deines Lebens bringst. Die Welt könnte fordern, als dein Gott zu gelten, wenn sie auf dein Flehen und Verlangen nach Glückseligkeit hörte. Aber du magst rufen, lauter, immer lauter, bis zu den Grenzen der Erde, um erhört zu werden in deinem Verlangen nach Glückseligkeit, keine Stimme wird dir antworten; von den Bergen des Reichthums, der Ehre, der Lust, tönt dir nur das Echo aus Millionen enttäuschter Herzen entgegen: Alles ist Eitelkeit über Eitelkeit.

Nein, die Welt ist nicht dein Gott! Einer ist es, Jesus Christus, der im Feuer der göttlichen Liebe sich am Kreuz auf Golgatha geopfert hat. Dein Gott ist ein verzehrendes Feuer. Dessne dein Herz, daß Funken von dem Feuer, welches von seinen Dornen ausgeht, dein Herz berühren und in der Gegenliebe zu ihm verwunden; laß Funken von dem Feuer der Liebe, das seinem von der Geißel zerfleischten heiligen Leib entströmt, in dein Herz eindringen, damit es darin die Luft des Fleisches überwindet; laß Funken von dem Feuer der Liebe, das sein Kreuz der Schmach umgibt, in deinem Herzen zünden, auf daß du um seinetwillen die Schmach dieser Welt, die Schmach des Kreuzes dir erwählest; laß den Strom des Feuers der Liebe, der aus seinem geöffneten Herzen strömt, mit alles überwindender Macht in dein Herz dringen, auf daß dein Herz in der Liebe zu ihm entbrenne. In den Herzen der ersten Christen hat dieses Feuer der Liebe des Gekreuzigten gezündet; darum sagt der Apostel: Die Liebe Christi drängt uns, daß die, welche leben, nicht mehr sich leben, sondern dem Leben, der für sie gestorben ist. So sinken wir nieder und nehmen auf Golgatha den Ruß von Karmel her auf unsere Lippen, um brennend in dem

Gottesglauben und der Gottesliebe auszurufen: Unser Herr Jesus Christus, der Gekreuzigte, er der Herr ist Gott, er selbst der Herr und kein anderer ist unser Gott. Von der Gattin des Armenier-Königs Ingranès wird erzählt, sie sei aus der Gefangenschaft des Königs Cyrus befreit worden, weil ihr Gatte erklärt hatte: Ich bin gerne bereit, mein Leben für sie als Lösegeld zu geben. Als sie dann, der Freiheit zurückgegeben, gefragt wurde, welchen Eindruck der König Cyrus auf sie gemacht habe, antwortete sie: Ich kann nichts davon sagen, denn ich habe meine Augen nur gerichtet auf den, der aus Liebe für mich sein Leben geben wollte. Sollten wir weniger dankbar sein. Müssen wir zu den Füßen des Gekreuzigten, nachdem wir

durch seinen Tod von der Knechtschaft der Sünde und des Satans befreit worden sind, nicht der Welt sagen, daß sie mit all ihrer Lust keinen Eindruck mehr auf uns zu machen vermag, weil unsere Augen nur auf den gerichtet sind, der aus Liebe für uns sein Leben dahingeggeben? hat Unser Herr Jesus Christus, der Gekreuzigte, der ist unser Gott, der Herr ist es und kein anderer ist Gott.

Wir entnehmten diese herrliche Betrachtung dem Predigt-Cyclus des Weihebischofs Hermann Joseph Schmitz, Doktor der Theologie und des Kirchenrechtes über „Der Prophet Elias, seine Sendung zur Belebung des Glaubens,“ auf welchen wir in der Folge noch öfter werden zu sprechen kommen.



Die Mutter Gottes und unsere Zeit.

Von Rev. Dr. G. H. Braun.

(Schluß.)

Papst Leo XIII. schreibt in der Einleitung der Arbeiter-Encyclika: „In der Umwälzung des vorigen Jahrhunderts wurden die alten Genossenschaften der arbeitenden Klassen zerstört, keine neuen Einrichtungen traten zum Ersatz ein, das Staats-Wesen entkleidete sich zudem mehr und mehr der christlichen Sitte und Anschauung, und so geschah es, daß Handwerk und Arbeit allmählich der Herzlosigkeit reicher Besitzer und der ungezügelten Habgier der Concurrènz isolirt und schutzlos überantwortet wurden.—Die Geldkünste des modernen Buchers kamen hinzu, um das Uebel zu vergrößern, und wenn auch die Kirche zum Besten dem Bucher das Urtheil gesprochen, fährt dennoch ein unerfütterlicher Capitalismus fort, denselben unter einer andern Maske auszuüben. Production und Handel sind fast zum Monopol von Wenigen geworden, und so konnten wenige über-

mäßig Reiche dem arbeitenden Stande nahezu ein slavisches Joch auflegen.“

Wohin wird uns diese Entwicklung führen? Zur Ruhe? Zum allgemeinen Weltfrieden oder zum Chaos? Nur zu leicht—so fürchten wir mit dem seligen Cardinal Melchior von Diepenbrock (am 4. März 1848 in einem Briefe an einen Freund)—vorerst in einen blutigen Kampf!

Im selben Jahre sprach Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler auf der Domkanzel in Mainz in seiner zweiten Predigt über die großen socialen Fragen der Gegenwart: „Wie ist es möglich, daß wir auf der einen Seite Reiche und Besitzende sehen, die in Verleugnung der einfachsten Naturgesetze und ohne ein Gewissen erschütterl zu werden, ihr Vermögen vergeuden, während sie Arme verhungern, arme Kinder verwildern lassen? wie ist es möglich, daß uns noch der Ueberfluß schmeckt, während unsere Brüder am nothwendigen Mangel

leiden? wie ist es möglich, daß wir an Trink- und Tanzgelagen noch Freude finden und daß uns dort das natürliche Menschenherz nicht berstet und zerreißt, wenn wir der armen Kranken gedenken, die in der Fiebergluth ihre Arme nach Labung ausstrecken und niemanden finden, der sie ihnen reiche? wie ist es möglich, daß wir noch mit Freuden in den Straßen der großen Städte einherwandern, wo wir auf jedem Schritt und Tritt arme Kinder, die, wie wir, Menschen, Ebenbilder Gottes sind, antreffen, die im Tiefsten fittlichen und leiblichen Verderben heranwachsen, in der Geburt, in der Jugend und im Alter Opfer der schwächvollsten Leidenschaft sind? Wie ist es möglich, daß natürliche Menschen so unnatürlich unmenschlich werden können?"

Diese goldenen Worte vom 3. Dezember 1848 feiern heuer ihr goldenes Jubiläum. Mehr als vor 50 Jahren gelten sie jetzt. Wohin steuern wir? Die Parabel vom reichen Prasser und dem armen Lazarus zeigt heute ihre furchtbare Lehre. O arme Menschheit, wenn der gährende Abgrund der Ewigkeit sich öffnet!

4) Zwischen Philosoph u. d. Kapitalist steht der Proletarier. In des Elends Uebermaß zerbricht er den Anker der Hoffnung—die Verzweiflung ergreift ihn. Statt seinen Trost zu finden in dem süßen Gedanken—

„Blicke vertrauend empor, wenn Kummer und Leiden dich drücken,
„Ueber den Sternen, dort wohnt ewig ein gütiger Gott!“—

spricht er mit dem gottlosen Heine:

„Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spagen.“

(Zweimal haben wir—in Freiburg i. Br. und in Detroit, Mich., in Proletarier-Versammlungen letzten Satz mit eigenen Ohren gehört. Es schaudert einem!) In proletarischen (sozialistischen) Schriften lesen wir folgende ruchlosen Strophe:

„Fluch dem Gotte, dem blinden, dem lauben,
Zu dem wir vergebens gebetet im Glauben,
Auf den wir vergeblich gehofft und geharrt,
Er hat uns gesoppt, er hat uns genarrt.“

Vor etwas mehr als einem Jahrzehnt rebete in unserer Nachbarschaft solch eine proletarisch-catilinarische Existenz über das Thema:

„Kein Himmel hier, vielleicht auch keiner dort,
Was blüht uns für ein Glück.“

Das Thema war öffentlich angeschlagen.

Was wird die Folge solcher Reden sein? Die Welt verfällt einem Neuheidenthum, in dem das Wort des Heiden Tacitus zur Geltung kommt: „Uns ist keine andere Hoffnung als die Verzweiflung.“

Wundert uns noch, daß der Selbstmord so grassirt? Sollten nicht Männer, wie Bob Fingertoll, zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft dingfest gemacht werden?

Daß der Unglaube zur Verzweiflung treibt, kann man besonders in Frankreich wahrnehmen, wo man seit der unglücklichen Zeit der Encyclopädisten in den Schulen und in dem gesellschaftlichen Leben die „Fesseln“ der Religion von sich schüttelte. Gerade ein „liberales“ Pariser Blatt sagt diesbezüglich: „Man hat im Menschenherzen jede Hoffnung auf das Ewige unterdrückt; die Folgen davon sind peinlich geworden; im nämlichen Augenblicke hat man ihm auch jede Geduld genommen, in der Erwartung ein höherer Muth werde an ihre Stelle treten. Statt dessen wirft der Adamssohn, sobald ihm das Leben die erträumten Genüsse nicht mehr bietet, dieses von sich, wie einen werthlosen, ausgenügten Lappen, ohne an das zu denken, was weiter folgen wird. Denn man hat ihm ja gesagt, daß es nach dem Tode nichts Weiteres mehr gebe, als ein ewiges—Schweigen.“

O du große Freundin der menschlichen Gesellschaft, christliche Religion! Ich heiße dich willkommen, ich grüße dich

viel tausend Mal in diesem Erdenthal, in diesem Thale der Thränen. Du allein besitzest das Geheimniß, unsern Schmerz zu verflüßen, unsere Wunden zu heilen, unsere Leiden zu lindern. „Sie allein,“ sagt Cha-teaubriand, „hat es verstanden, aus der Hoffnung eine Tugend zu machen.“ D
 christliche Hoffnung! Du Stern in dunkler Nacht und besonders in der so-
 cialen Dämmerung unserer Tage! Du bist der Leuchtturm im stürmischen Meere des Lebens, du bist die Kraft und die Freude für das arme Pilgergeschlecht der Menschen.

Geiterkeit und Freude im Blicke, ein sü-
 ßes Lächeln auf den Lippen setzt sich die
 Hoffnung, die schöne Himmelstochter,
 neben den Betrübten hin und gleich jener
 heroischen Mutter, die den letzten ihrer
 Söhne zum Martyrium ermunterte, ermu-
 thigt sie ihn, nach Oben den thränennassen
 Blick zu erheben, und richtet ihn auf mit
 folgenden Worten: „Muth, mein Sohn,
 Muth! Deine Brüder haben ihr Ziel schon
 erreicht: sie sehen dir zu aus des Himmels
 Höhen, sie rufen dich, sie zeigen dir die
 Krone, die deiner wartet, wofern du nur
 ausharrest im Kampfe. Siehe, nur kurze
 Zeit führt dich dein Weg über die Dornen
 dieses Thränenthales, dann aber ist der
 Himmel mit seiner Herrlichkeit dein Lohn
 für immer. Freilich, du mußt kämpfen mit
 gar grausamen Feinden, aber unvergäng-
 licher Ruhm ist dafür auch dein Antheil!“

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
 Erzeugt im Gehirne des Thoren.
 Im Herzen kündigt es laut sich an,
 Zu was Besserem sind wir geboren;
 Und was die innere Stimme spricht,
 Das täuscht die hoffende Seele nicht.
 Schiller.

Wer immer in der heutigen Weltlage die
 Fahne der Hoffnung voranträgt, der liefert
 zur Lösung der socialen Frage seinen Beitrag
 und zwar keinen geringen. Die Hoffnung
 bewahrt vor starrer Verzweiflung, richtet
 den Nieder gebeugten auf und gießt dem
 Zagenden neue Lebenskraft ein.

Das Leben des Menschen ist ein Gewebe
 von Schmerz, von trostlosem, verzweifelt
 Schmerz. Wenn man im Schmerze keine

Hoffnung mehr hat, dann wird das Leben
 zur Verzweiflung. Wer vertreibt in der
 Stunde der Trostlosigkeit den Dämon der
 Verzweiflung? Wer gibt uns Kraft und
 Muth in den Schmerzen, in dem Leiden?
 Sollten wir keine stützende Hand, keine
 freundliche Stimme, keinen liebevollen Blick
 mehr finden in diesem Thale der Thränen,
 dann richte Herz und Seele, Augen und Ge-
 müth zu den Bergen—zum Calvarienhügel
 und zum Delberge. Höre die Stimme des
 himmlischen Boten: „Mein Sohn, vergiß
 nicht, daß der Jünger es nicht besser haben
 kann, wie der Meister!“

O crux, ave, spes unica!

Thure Hoffnung, Heilige Tochter Gottes,
 Trösterin des Betrübten, Freundin des
 Unglücklichen, Gefährtin des Verbannten,
 Stütze des Wankenden, Trost der Sterben-
 den, Beschützerin des Grabes, weiche von
 keinem von uns! Sei du das Licht unserer
 Augen, Führerin unserer Schritte, Norm
 und Richtschnur für unsere Handlungen;
 denn wenn wir von dir getrübet werden in
 diesem irdischen Leben, dann verdienen wir
 das Glück und die Krone des künftigen
 ewigen Lebens!

Und du, Himmelmutter! Wie du deinen
 göttlichen Sohn durch das Leben begleitet
 hast, begleite auch uns. Mutter, verlaß uns
 nicht! Verlaß uns vor allem nicht, wenn es
 will Abend werden und der Tag zu neigen
 beginnt. Stehe du stets als Schmerzens-
 mütter bei unserem Kreuze. Du bist ja
 unsere Mutter, zu der wir zeitlebens rufen
 wollen: „Salve Regina, mater miseri-
 cordiæ, vita, dulcedo et spes nostra,
 salve!“ Sei gegrüßt, du Himmelskönig-
 in, unsere Hoffnung sei
 gegrüßt!

Wo immer auf der Erde
 Ein Aug' durch Thränen blickt,
 Wo Mühe und Beschwerde
 Die Herzen niederdrückt,
 Da lehr sie willig tragen
 Und liebend gern entsagen,
 Maria, o Maria!
 Maria, immer hilf!

O Mutter einst im Sterben,
 In unsrer letzten Noth,
 Hilf uns das Heil erwerben
 Durch einen selgen Tod!
 Laß, wenn die Augen brechen,
 Noch Herz und Lippen sprechen:
 Maria, o Maria!
 Maria, immer hilf!

✻ ✻ ✻ **Editorielles.** ✻ ✻ ✻

Oster - Gruß.

Der Herr ist auferstanden
Aus Tod und dunkler Grabeſnacht.
Streif' ab der Sünde Banden,
Daß deine Seele auch erwacht!

Dem „Wiener Vaterland“ (Oesterreich)
ſind wir für wiederholte ſchmeichelhafte
Empfehlung der „Rundschau“ zu herzlichem
Danke verpflichtet.

Für P. Athanaſius Götte, O. S. F.,
Apoſtoliſcher Miſſionar von Shen-ſi, China,
ſind des Weiteren eingegangen: 25 Cts.
von Herrn Joſeph Niedmann in Rochefter,
N. Y. Alſo zuſammen: \$23.60.

Den Hochw. Trinitarier = Vä-
tern in Rom ſind wir für freundliche
Ueberſendung einer eleganten Jubiläum =
Karte und für das der „Rundschau“ geſpen-
dete hohe Lob in lebhafter Anerkennung
verbunden.

Das Fiasco der engliſchen Politik
in China iſt heute weltkundig. Nun buhlt
John Bull um Jonathan's Gunſt. Die
Geſchichte der Ver. Staaten iſt eine fortlau-
fende Kette von Beweiſen der Animoſität
Großbritanniens gegen die Ver. Staaten.
Wollen oder können unſere Jingo's jetzt
den Pferdehuſ der plöylichen aufdringlichen
Freundſchaft nicht gewahren, welche uns
an Englands Nothſchiffe fetten und in die
Kriegshändel der Alten Welt verwickeln
will?

Zu Ehren des Feſtes vom hl. Tho-
mas von Aquin veranstalteten die Schüler
der Philoſophie des Caniſius College in
Buffalo am Abend des 7. März in der
Hula der Inſtalt einen Philoſophen-Abend
unter Leitung ihres Profeſſors, Rev. U.
Geizle, S. J. Das Programm brachte
folgende intereſſante Nummern:

Essay:—Can the Eternal Sanction of the
Moral Law be Demonstrated by Reason
alone? Henry J. Meyer

Propositiones Psychologicæ:

1. Est in homine voluntas, quae appetere potest omne bonum ab intellectu propositum et non nisi bonum.
2. Actibus a voluntate elicitis necessitas non repugnat; actus, qui aliis facultatibus imperari solent, aliquando coacti esse possunt, nunquam autem actus a voluntate ipsa eliciti.

3. Voluntas humana vera libertate in-differentiae praedita est.

Defendet Guilelmus Brennan.
Objiciet Joannes Robling.

Theses Ethicae:

1. Suicidium legi naturali repugnat.
2. Cruentia sui defensio contra injus-tam vitae aggressionem, etiam usque ad aggressoris occisionem, servato tamen moderamine inculpatae tutelae, legi naturali non repugnat.
3. Duellum privata de causa suscep-tum legi naturali repugnat.

Defendet Laurentius Highland.
Objiciet Antonius Welker.

Essay: On the Methods of Measuring
Time, John A. Curtin

Mit einer herrlichen Anſprache durch den
Präſidenten der Fakultät, Very Rev. J.
Rockliff, S. J., ſchloß die ſinnige und wür-
dige Guldigungs-Feier.

Ueber die Feier des erſten Hoch-
amtes in Kiaotſchau, China, meldete der
Telegraph:

„In Gegenwart des Herrn Gouverneurs
von Kiaotſchau, des Corvetten-capitains mit
Oberſtlientenants-Rang Druppel, des Com-
mandeurs des Seebataillons Majors
Kopka von Loſſow, ſowie des Lagercom-
mandanten Capitainlieutenants von Op-
peln Bronikowski, jänntlicher Officiere
und Mannſchaften, ſowie von überaus
zahlreich herbeigeickten Chineſen, fand der
erſte katholiſche Feldgottes-
dienſt ſtatt. Das feierliche Hoymant

celebrirte der apostolische Provicar Mgr. Freidanemes. Ihm assistirten bei der heiligen Handlung die deutschen Missionare Pater Welzel und Pater Erlemann, sowie die französischen Patres Umede und Pacifique. Als Messediener (Acolythen) fungirten zwei Soldaten. In der Predigt, welche Pater Erlemann hielt, dankte er tiefgerührt dem Kaiser und der Kriegsmacht des Reiches für ihren mächtigen Schutz der gefährdeten Missionare, die fürderhin Unthaten der Chinesen nicht mehr zu fürchten haben, bei denen noch unlängst, wie allen in trauriger Erinnerung ist, zwei junge Missionare ihren Opfertod mit dem Märtyrertode haben bezahlen müssen. Die ganze Feier, welcher der herrliche Sonnenschein leuchtete, bot ein ergreifendes Bild. Nach derselben wurden die Missionare vom Admiral empfangen und äußerten sich entzückt über die nun vollzogene Wandlung ihrer Lage und über die Aufnahme, die ihnen allseitig zu Theil geworden war. Sie frühstückten in dem Officierscasino des Ostlagers; Abends veranstaltete der Gouverneur zu Ehren seiner geistlichen Gäste einen geselligen Abend. Die Missionare kehren wieder nach der bischöflichen Residenzstadt Tsining in Südschantung zurück, werden aber wieder hier eintreffen, wenn Prinz Heinrich in Kiaotschau ankommen wird, wobei dann auch der Bischof Anzer anwesend sein dürfte.“

Die Cuba-Frage.

Wie ein Damokles-Schwert hängt die Kriegsfrage über unserem Lande. Welche Gefahren birgt sie in sich!

“War is hell”, sagte Gen. Sherman, und er konnte es wohl wissen. In den Augen von Jung-Amerika und der zahllosen Jingo's in den Ver. Staaten herrscht eine kindliche Freude über die gegenwärtige precäre Situation. So geberdete sich das leichtlebige Volk Frankreichs vor dem Ausbruche des Deutsch-Französischen Krieges. “A Berlin”, jauchzte der Pöbel in Paris und in seinen Augen schien der

Kriegszug über den Rhein nur ein amüsantester Spaziergang zu sein. Wie ganz anders ist es gekommen!

Heute läuft man Gefahr, nicht als patriotischer Bürger der Union zu gelten, wenn man in die wahrwitzigen Kriegs-Tanfaren der “yellow press” nicht einstimmt. Sei es darum. Wir können es nicht!

Das Unglück, welches unser Kriegsschiff „Maine“ im Hafen von Havana getroffen hat, die ohnehin kritische Lage nur noch verhängnißvoller gemacht. Ob der Frieden auch fernerhin noch gewahrt bleiben kann?—?

Daß die schreckliche Kriegesfurie nicht schon entseßelt rast, das schreiben die conservativen Blätter Amerikas der besonnenen Haltung der McKinley'schen Regierung zu. Auch wir können dem Präsidenten seine staatsmännische Reserve nicht hoch genug anrechnen. Aber das Verdienst der Erhaltung des Friedens bis jetzt gebührt auch den Staatsmännern und Heerführern Spaniens! Die spanische Krone hat ein göttliches und menschliches Besitzrecht auf die Perle der Antillen. Die Erhaltung dieses edelsten Juwels des Diadems der spanischen Könige ist heute mehr als eine Sache des Rechtes und der Ehre, ist eine Nothwendigkeit! Die Preisgabe Cubas würde unmittelbar den Sturz der herrschenden Dynastie in Madrid nach sich ziehen, ja sie würde indirekt den Frieden Süd-Europas gefährden und könnte möglicherweise sogar den Weltkrieg entbrennen machen, dessen Schrecken alle Völker entgegensehen.

Die Rebellion auf Cuba wüthet jetzt schon seit drei Jahren.

Mit welchem Rechte könnte sich unsere Regierung in die inneren Angelegenheiten einer Nation mischen, mit welcher wir officiell in Frieden leben?

Der amerikanische Bürgerkrieg währte länger, verwüstete Länder von ungleich größerer Ausdehnung und schädigte den Welt-Handel in eminent weiterem Maßstabe.

Und doch! wie eifersüchtig wachten wir darüber, daß nicht auswärtige Regierun-

gen sich durch Unterstüzungen von Filibustier-Unternehmungen z. in unsere heimischen Handel mischten.

Welch frevles Spiel wurde dagegen von diesem Continente aus zu Gunsten der Insurgenten auf Cuba getrieben!

Wie wurde der ganze Süden während des Krieges zu einer Wüste voll rauchender Trümmer gemacht. Man denke nur an "Sherman's March to the Sea"! Wer hätte es wagen dürfen, dem armen hungernden Volke im Süden Provisionen zuzuführen, ihm materielle und moralische Hülfen zu leisten, wie wir es jetzt unter dem Deckmantel der Humanität den Insurgenten auf Cuba thun? Und wie wäre es geworden, wenn es dort der Unterstüzung und Anerkennung einer kriegsführenden Macht gegolten hätte, wie es doch die Secessions-Staaten waren im Gegensatz zu den Guerillabanden Cubas, welche weder eine systematische Regierung noch Sitz einer solchen hatten!

Wahrlich die Geduld und Nachsicht der spanischen Staatsmänner und Heerführer wurde auf die peinlichste und schwerste Probe gestellt.

Eine Kriegs-Erklärung von Seiten der Ver. Staaten wäre unter diesen Umständen die brutalste und flagranteste Verletzung des Völkerrechts gewesen, hätte uns sofort als eine barbarische Nation aus dem Kreise der civilisirten Völker ausgeschieden. Darum war eine Kriegs-Erklärung eine absolute Unmöglichkeit.

Mehr noch. War der Ton der Debatten im Capitol und in der Presse des Landes, mit wenigen conservativen Ausnahmen, seit Jahren nicht eine stete triviale Herausforderung an Spaniens Volk, Heer und Regierung?

Ein wahres Meer von Del goß in das kriegerische Feuer des amerikanischen Volkes der bekannte Maine-Unfall. Die Untersuchung darüber ist jetzt geschlossen und demnächst werden zwei Berichte darüber der Welt vorgelegt werden. Der eine von beeidigten Tauchern und Officieren Ameri-

kas zur Belastung Spaniens, der andere von beeidigten Tauchern und Officieren Spaniens zur Entlastung Spaniens. Gerechtigkeit wird fordern, daß ein internationales Schiedsgericht darüber entscheide.

Cardinal Gibbons sagte in einem öffentlichen Schreiben, daß selbst dann, wenn es erwiesen ist, daß die Explosion eine externe war, und nicht durch einen Cubaner verursacht, immer noch *kein Kriegsjal* vorliegt. Es müßte erst eklatant dargethan sein, daß die spanische Regierung selbst die Schuld eines Verbrechens träge.

Inzwischen ist aber nichts unterblieben, um das Kriegsfieber des Weiteren anzuschälen. Amerikanische Kriegs-Berichterstatter und berufene und unberufene congregliche Agitatoren überschwemmen das Giland, eine Flotten-Demonstration stärkt den Geist der Insurrektion gerade zur Zeit, da die spanische Regierung bereit ist, der unglücklichen Insel Autonomie zu gewähren! Die Sprache der yellow press ist nachgerade jedem friedliebenden Bürger zum Ekel geworden. Als ob es im Interesse des Landes wäre, das Proletariat des Volkes auf den Schlachtfeldern um einige hunderttausend Köpfe zu decimiren und dem Volke, das heute noch unter der Kriegsschuld der sechziger Jahre leidet, weitere Blutssteuern aufzulasten. Und nicht nur in den Spalten der Sensations-Blätter tobt die rücksichtslose Kampf-Begeisterde. Hörte ja Präsident McKinley noch am letzten Sonntag von der Kanzel der Metropolitan Kirche in Washington herab, die er besuchte, die Worte des Dr. Hugh Johnson:

Secure from invasion, with inexhaustible wealth and resources, with a people full of the martial spirit and able to put ten millions of soldiers into the field and cover the seas with battleships, what have we to fear from a bankrupt nation that cannot even subdue twenty or thirty thousand ragged, ill-fed and poorly equipped, Cuban insurgents? Or from an alliance of France and all the Latin nations against us? 'Come the three corners of the world in arms and we shall shock them.'

Commentar ist überflüssig! Ob im Angesichte alles dessen der Frieden erhalten bleiben kann, ist wenigstens fraglich. Wie, wenn erst später einmal die Lösung ergeht „Cuba libre!“ Das ist die Zauberformel, die alle Mittel zum Zweck heiligen wird. Dann wird der Kampf entbrennen, für dessen Triumph sich schon der Generalissimus Miles eine neue goldstrogende Uniform im Voraus bestellt hat. Daß dieser Waffengang aber keine Pläjäparth sein wird, das wagen selbst die best-informirten Blätter unseres Landes heute schon anzudeuten. Das Vergnügen an den Phantastie Gebilden über eine mögliche Coalition zwischen Amerika, England und Japan zc., zc. überlassen wir den glaubensbuseligen Lesern der Revolver-Preße. Wir wollen auch absehen von den Haranguen der apaisirischen Wortführer, welche jetzt schon für den Krieg und alle Möglichkeiten die katholische Kirche und ihren Oberpriester verantwortlich machen. Wenn es wahr ist, daß Papst Leo XIII. sich für Erhaltung des Friedens energisch verwendet, so folgt er darin nur der Pflicht seiner Würde und dem Beispiele seiner Vorgänger. Motiv und Wort werden bei ihm anders sein, als bei dem Washingtoner Hofkaplan. Sie werden jenen Geist athmen, der das Schreiben Pius IX. an den König Wilhelm von Preußen vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges charakterisirte. Es ist zu schön, als daß wir Katholiken uns jetzt nicht desselben erinnern sollten und dürfte in leichter Umschreibung auch zu den Ohren des Obersten Beamten der Ver. Staaten tönen. Denn es lautete so:

„Es wird Ihnen unter den ernstesten Umständen, in denen wir uns befinden, vielleicht ungewöhnlich erscheinen, einen Brief von mir zu erhalten; aber als irdischer Statthalter des Gottes des Friedens kann ich nicht weniger thun, als Ihnen meine Vermittelung anbieten. Mein Wunsch ist es, die Vorbereitungen zum Kriege verschwinden zu sehen und den Nebeln vorzubringen, welche dessen unvermeidliche Fol-

gen sind. Meine Vermittelung ist die eines Fürsten, dessen Eigenschaft als König, im Hinblick auf die nur kleine Ausdehnung seines Gebietes, keine Eifersucht erregen kann, der aber darum nicht minder Vertrauen einflößen wird vermöge des moralischen und religiösen Einflusses, der in seiner Person sich darstellt. Möge Gott meine Witten erhören, möge er auch die Wünsche erhören, die ich für Sie hege, mit der ich durch die Bande derselben Liebe mich vereint sehen möchte.“

Möchte Gott unserem Volke den kühlen Verstand und die Friedensliebe bewahren. Im glücklichsten Falle könnten wir ja schließlich doch nur gewahr werden, daß Cuba schon längst nur mehr eine „taube Perle“ ist in einer blendenden Schale! Der Genius der Menschheit würde erröthen, wenn um solchen Preis das großmächtigste und glorreichste Staatengebilde der Welt von seinem hohen Piedestale herabsteigen würde, um eine Amerikations-Politik zu treiben, welche seines Ruhmes und seiner Friedens-Mission gleichermaßen unwürdig wäre!



Dornen tragen Rosen.

Mis ganz gebeugt vom bitteren Hohn
Der Heiland vor dem Kreuze stand,
Brach einen Dorn er aus der Kron',
Legt ihn in zarte Kindeshand.

Das Kind, es ward so hoch entzückt;
Der heil'ge Dorn war ihm so lieb.
Tief hat es ihn in's Herz gedrückt
Und gleich er eine Rose trieb.—

Rev. G. Wochner, S. J.



Ein Kind Mariens sein, heißt in der innigsten Beziehung stehen zur Königin des Himmels und der Erde, und ein unstreitiges Recht auf ihren mütterlichen Schutz haben.

Möge die Osterjonne in allen Herzen eine Morgenöthe erwecken!

Die göttliche Vorsehung in der Gründung einer Ordensgenossenschaft unseres Jahrhunderts.

Von P. B. Cohausz, S. J.

s war am 9. Juli 1797. Da lag zu Hagenbrunn bei Wien ein heiligmäßiger Diener Gottes am Sterben, ein Held des Glaubens und der Liebe, der manchem irdischen Helden die Palme abgerungen. Für ihn hatte der Tod keine Schrecken. Seine Seele schien vom überirdischen Lichte durchdrungen und auf seinem Anzuge lag ein himmlischer Friede. Plötzlich entragen sich seinen Lippen die Worte: „Ja es wird geschehen, ja es wird geschehen.“ Bald darauf gab Leonor de Tournely, Stifter der Gesellschaft vom heiligsten Herzen Jesu seine schöne, liebentflammte Seele in die Hände seines Schöpfers zurück. Sein ganzes Leben glich einer für Gott durchlebten und durchwachten Nacht, sein Tod dem Grauen eines ewigschönen Tages. Von seinen frommen Eltern hatte er seine Frömmigkeit und seine Gottesliebe geerbt. Sein Vater hatte seine Vaterstadt Laval in Frankreich in Staunen gesetzt durch die Strenghheit seines Lebens und durch die Heiligkeit seines Todes, seine Mutter galt in der ganzen Umgegend als Heilige. Sie hatte vorgelagt, daß ihr Sohn der Vorkämpfer der wiederhergestellten Gesellschaft Jesu sein werde. So geschah es. Als junger Priester schloß sich Leonor de Tournely einigen heroischen Jünglingen an, welche es sich zum Ziele gesetzt hatten, den Jesuitenorden wiederherzustellen und durch die Erziehung der Jugend den christlichen Glauben und christliche Sitten wieder neu zu beleben und zu kräftigen. Hatte doch der Zeitgeist des Jahrhunderts mit seiner Aufklärung und die Revolution mit ihren Gräueln unzählige Jünglinge und ganze Familien in den Strudel des Unglaubens und der Sittenlosigkeit hinabgerissen. Frei-

her hatten die Collegien der religiösen Orden, namentlich der Jesuiten, noch manche junge Männer vor dem Schiffsbruche bewahrt, aber die Aufhebung des Ordens hatte manches jegensreiche Colleg geschlossen. „In zehn oder zwölf Jahren, sagt Barruel, die seit der Vertreibung der Jesuiten verfloßen waren, hatte die Gottlosigkeit ihre Fortschritte verdoppelt, ein neues Geschlecht, durch neue Meister gebildet, war aus den Collegien in die Welt eingetreten, beinahe ohne Kenntniß, vorzüglich ohne Sinn für Religion und Frömmigkeit. Die Worte Vernunft, Philosophie, Vorurtheile waren an die Stelle geoffenbarter Wahrheiten getreten, die Gottlosigkeit ging von der Hauptstadt in die Provinzen über; von den Gutsherrn und dem Adel auf die Bürger, von den Herren auf die Diener. Unter dem Namen Philosophie war die Gottlosigkeit geehrt; man wollte nur Philosophen zu Ministern, zu Magistratspersonen, zu Militärs, zu Literaten haben. Wer seine religiösen Pflichten erfüllte, setzte sich Spötereien und dem Gelächter aus. Es gehörte zum guten Ton der Großen, einen Religionsspötker an der Tafel zu haben.“ Das waren die Gründe, welche die genannten hochherzigen Jünglinge antrieben, ein gemeinsames Leben nach den Constitutionen der Gesellschaft Jesu zu führen und die jegensreichen Arbeiten der alten Väter der Gesellschaft wieder aufzunehmen. In Belgien hatte man sich zusammengesunden. Doch bald wurde die kleine Schaar durch die Wirren der Zeit nach Augsburg und von da nach Passau, von Passau nach Wien und von Wien nach Hagenbrunn vertrieben. Mehr und mehr Jünglinge und Priester schlossen sich der Genossenschaft an. Zum ersten Obern der Gesellschaft des hei-

ligsten Herzens, wie sie sich nannten, war der engelgleiche Leonor de Tournely erwählt. Er war in der That der eigentliche Gründer der Gesellschaft, von ihm empfing sie den Geist der Gottesliebe und des Seeleneifers, die ihn besetzten. Er war ein wahrer Priester nach dem Herzen Gottes. „Alles für Gott, alles nur für Jesus,“ war sein Wahlspruch. Sein Geoeet erhob sich zu den erhabensten Höhen der Beschauung. Oft stand er in einsamer Nacht am Fenster und schaute unverwandt hinauf zum wolkenlosen, sternbesäeten Himmel.

„Ruhe des Himmels,“ kispelte er leise und es war, als ob himmlische Ruhe seine ganze Seele durchdrang. Wie ein Engel stand er am Altare. Kaum hatte er die Worte der Wandlung ausgesprochen, so vergoß er reichliche Thränen. Sein Herz glühte von Liebe zu Jesus und seine größte Andacht war die Verehrung des göttlichen Herzens. Wie oft rief er aus: „O anbetungswürdiges Herz meines Heilandes, wenn die Menschen dich kennen, wie würden sie dich lieben.“ Ein frommer Priester schreibt über L. de Tournely: „Ich habe vertraulich verkehrt mit Männern von großer Tugend; ich habe das Leben vieler Diener Gottes gelesen, aber ich gestehe, ich habe nie eine Seele getroffen, welche mehr von Liebe zu Gott entflammt gewesen wäre, als mein guter de Tournely.“ Gott belohnte die Liebe des P. de Tournely mit außerordentlichen inneren Erleuchtungen. Während dieser fühlte er sich einst angetrieben, einen Orden von Frauen unter demselben Titel der Gesellschaft vom heiligsten Herzen Jesu zu stiften, der sich der Erziehung der weiblichen Jugend, namentlich aus den höheren Ständen, widmen sollte. Anfangs fühlte de Tournely ein großes Widerstreben gegen diesen Gedanken, erkannte aber bald in diesem Antriebe so deutlich die Stimme und den Willen Gottes, daß er sich mit ganzer Seele dem Plane hingab. Unermüdblich war er jetzt thätig, das Werkzeug aufzufuchen, welches Gott ihm zu Verwirklichung seines Planes ange-

wiesen hatte. Bald darauf kam eine kleine Schaar französischer Ordensfrauen, welche die Revolution aus ihren Klöstern vertrieben hatte, nach Wien, um sich unter die Leitung von P. de Tournely zu stellen. Die Oberin war Louise Adelaide de Bourbon Conde, eine Frau, deren Tugend in großen Leiden und Widerwärtigkeiten geprüft und gestählt worden war. Tournely glaubte in ihr den Grundstein gefunden zu haben, auf dem er das Gebäude des neuen Ordens aufbauen sollte. Nach manchen Prüfungen fand er jedoch, daß diese Ordensfrau zu sehr dem beschaulichen Leben anhing, um einen Orden, der sich dem apostolischen Leben widmen sollte, gründen zu können. Bald darauf zog sie sich auch in ein Kloster der Trappistinnen in der Schweiz zurück und ihre Genossenschaft zerstreute sich schließlich. So war der erste Plan des P. de Tournely gescheitert, er war enttäuscht, aber nicht entmuthigt. „Mein Freund,“ sagte er zu einem seiner Genossen, dem P. Barin, „ich habe von Anfang an geglaubt, daß diese Gründung das Werk Gottes ist, und ich beharre in diesem Glauben. Entweder habe ich mich hierin nicht getäuscht, oder es gibt keine Möglichkeit den Geist des Irthums vom Geiste der Wahrheit zu unterscheiden.“ Nach einigen Zuehalten fuhr er dann voll Begeisterung fort: „Sicherlich Gott will es. Mein erster Versuch ist am Erlöschen, aber das Feuer wird wieder angezündet werden und es wird eines Tages brennen. Ich mag einen Fehler begangen haben in Bezug auf die Zeit und die Werkzeuge, welche Gott für die Gründung dieser Gesellschaft in Aussicht genommen hatte, aber sie wird bestehen.“ P. de Tournely's Lebenslage waren bald gezählt, der Eifer für die Ehre Gottes und die Liebe zu seinem Heilande verzehrten ihn. „Ich kann nicht länger leben getrennt von meinem Heilande,“ hörte man ihn oft seufzen. Dreimal hatte er seinen nahen Tod vorhergesagt und 8 Tage vor seinem Hinscheiden, als noch keine Anzeichen seines nahen Endes vorhanden waren, hatte er in sein Tagebuch

geschrieben: „Nun mein Gott, bin ich im Begriffe, meine Brüder zu verlassen; ja ich werde sie bald deinen Händen übergeben.“ Einige Tage darauf wurde er von den Pocken ergriffen. Die Krankheit nahm rasche Fortschritte und bald war alle Hoffnung auf Wiedergenesung verschwunden. Die Tage der Krankheit waren Tage des Gebetes und der Selbstopferung. Sein Geist weilte schon im seligen Jenseits, wo er so bald in Wirklichkeit seinen Gott schauen sollte. Nur ein Gedanke, sein Lebensgedanke, wandte seinen Geist noch dieser Erde zu, die Stiftung der Gesellschaft des göttlichen Herzens. Er hatte den Samen gesät, aber andere sollten ernten. Wie Moses hatte er das Land der Verheißung und Sehnsucht im Geiste gesehen, es war ihm aber nicht veräußert, es zu betreten. Wie ein heiliges Vermächtniß hinterließ er den Auftrag der göttlichen Vorsehung seinem treuen Freunde und Nachfolger, dem P. Varin: „Mein Freund,“ sagte er ihm, „Sie wissen alles, ich habe Ihnen alles gesagt. Handeln Sie nicht in Uebereilung, sondern warten Sie die Zeit des Herrn ab.“ Selbst im Sterben umschwebte sein Lebensplan seinen Geist und ließ ihn in die obengenannten Worte ausbrechen: „Es wird geschehen, es wird geschehen.“ Jeden Morgen in seiner Krankheit hatte man ihm die hl. Kommunion gebracht. Mit hl. Sehnsucht und Liebe erwartete er jedesmal seinen Schöpfer im hl. Sakramente. Eines Morgens äußerte sich seine Sehnsucht so heftig nach außen, daß man ihn im Fieberdelirium glaubte. Man wagte nicht, ihm die hl. Kommunion zu reichen. Als man ihm dies mittheilte, war sein Kummer so groß, daß er auf das Bett zurück fiel und starb, um im Himmel Denjenigen zu genießen, den man ihm auf Erden verweigerte. Er war kaum 30 Jahre alt.—P. Varin war ein würdiger Nachfolger des P. de Tournehy. Er stammte aus einer angesehenen Familie in Besangon. Mit 16 Jahren schwärmte er nur für Pferde, Jagd, Rennen, für Abenteuer und Reisen. Mit 22

Jahren ließ er sich als Dragoner in die Armee Conde's aufnehmen, mit 25 Jahren finden wir ihn als Húsar im Regiment Choiseul. Auf seinem Wege durch Belgien besuchte er seine alten Freunde, welche ihn bewegen wollten, sich ihnen anzuschließen. Allein Varin lachte und sagte: „Machen Sie alles aus mir, nur keinen Mönch.“ „Seien Sie unbesorgt,“ antwortete der Obere, „Sie werden Krieger bleiben. Wir rechnen für den Herrn mit Hand und Herz.“ Nachdem Varin's geachtet und die hl. Kommunion empfangen hatte, fühlte er sich wie umgewandelt. Er legte seinen Soldatenrock ab und tauschte ihn um für das Gewand des Priesters. Das geschah am 18. Juli 1792, am Vorabend desselben Tages, wo seine heldenmüthige Mutter das Schaffot bestieg, um von dort, wie sie selbst sagte „zum Himmel aufzusteigen.“ Hat nicht vielleicht das letzte Gebet der Mutter dem Sohne diese Gnade erwirkt? Als Oberer der Gesellschaft leitete P. Varin seine Untergebenen ganz im Geiste P. de Tournehy's und war stets darauf bedacht, die geeignete Persönlichkeit aufzufinden, welche von Gott zur Stifterin der Gesellschaft des göttlichen Herzens erkoren war. Wie sein Vorgänger, so glaubte auch er anfangs, die Gründerin eines Ordens der sich der Erziehung der weiblichen Jugend aus den höheren Ständen widmen sollte, müsse eine Frau von hohem Range sein, und dachte sie in der Person der Erzherzogin Maria Anna, der Schwester des Kaisers von Deutschland gefunden zu haben. Diese gründete auch wirklich mit ihren Hofdamen Leopoldine und Louise Naudet in Rom ein Kloster, welches die Wiege der neuen Gesellschaft zu werden schien.

Zu dieser Zeit aber hatte P. Varin einen großen Irrthum begangen. Im Gefühl seiner eigenen Ohnmacht glaubte er sich untauglich zur Leitung einer Ordensgenossenschaft und hatte deshalb mit der von Paccanari gestifteten Gesellschaft der Väter des Glaubens Unterhandlungen angeknüpft, um beide Gesellschaften zu einer zu ver-

schmelzen. Der ungehobene und herrschsüchtige Paccanari wurde zum Oberrn gewählt, in dessen Hände P. Varin mit seinen Untergebenen ihre Gelübde erneuerten. Der Name Gesellschaft des göttlichen Herzens wurde aufgegeben. Allein in der neuen Kongregation herrschte nicht der Geist P. de Tournely's und zu spät sah P. Varin seinen Irrthum ein. Im folgenden Jahre, am 19. März 1800, kehrte er mit einigen Vätern des Glaubens, die ihn als Oberrn betrachteten, nach Frankreich zurück. Bald hielt ein junger Priester, Abbe Barat, um Aufnahme in die Gesellschaft an und nicht lange nachher hörte P. Varin in einer Unterhaltung mit ihm zum ersten Male von dem Werkzeuge, das Gott zur Ausführung seiner Pläne gewählt hatte. „Eines Tages“ erzählt P. Varin, „als ich mit P. Barat allein in einem ärmlichen Zimmer saß, welches uns zugleich als Schlaflaal, Speisezimmer, Küche und Empfangszimmer diente, fragte ich ihn, ob ihn noch etwas an die Erde fessle. Er antwortete, er habe noch eine jüngere Schwester. Diese Worte machten mich aufmerksam und ich fragte nach ihrem Alter und ihre Beschäftigung. Er antwortete, sie sei 19—20 Jahre, habe Latein und griechisch studirt und könne flüssig Virgil und Homer übersetzen und besitze alle Fähigkeiten für eine Schülerin der Beredsamkeit; er fügte bei, daß sie daran denke, in ein Kloster einzutreten, vielleicht als Karmeliteffe, und daß sie eben einige Wochen bei ihrer Familie zubringe.“ Mit Sehnsucht erwartete P. Varin die Rückkehr Fr. Barat's nach Paris. „Am Ende des Monats,“ fährt er fort, „kam Fr. Sophie Barat nach Paris zurück. Ich machte ihr einen Besuch und fand in ihr eine Person vor zartem Temperament, äußerst bescheiden und zurückhaltend. Die Wohnung, welche ich gefühlt hatte, als ihr Bruder zum ersten Male von ihr sprach, wurde stärker und entschiedener. Alles schien mir klar zu sein, und ich konnte nicht umhin im Geiste auszurufen: Was für ein Grundstein wird sie werden! Und sie wurde in der That der

Stein, auf dem Gott die Gesellschaft zum göttlichen Herzen aufbauen wollte.“

Geboren am 12. Dezember 1779 zu Joigny in Burgund als Tochter eines Böttchers hatte Sophie Magdalene Barat unter der Leitung ihres älteren Bruders Ludwig, eines seeleneifrigen Priesters, eine sorgfältige Erziehung in den Wissenschaften und später auch in der christlichen Askese genossen. P. Barat hatte sie die steilen Höhen der Abtödtung hinangeführt. Er hatte den Boden gepflügt und beackert, den Samen in das wohlvoorbereitete Land zu säen war einem anderen vorbehalten. P. Varin übernahm jetzt die Seelenleitung. Nach langem Zögern und vielen Gebeten fragte P. Varin Sophie eines Tages, was sie werden wolle. Sie antwortete, daß sie sich zum Klosterleben berufen glaube, und daß sie wahrscheinlich Karmeliteffe werden wolle, weil sie in diesem Orden die Liebe Jesu Christi und den Geist des Opfers bis zum Heroismus gleichsam verkörpert finde. Da sprach P. Varin zu ihr von den Absichten der göttlichen Vorsehung, von dem heiligen Leben und seligen Tode des P. de Tournely und seinem Plane, einen Frauenorden unter dem Namen der Gesellschaft des göttlichen Herzens ins Leben zu rufen, und endete mit der Erklärung, daß sie berufen sei, Stifterin dieser Gesellschaft zu werden. „Vater, ich will es mir überlegen,“ war ihre Antwort. „Ich wußte nichts, ich sah nichts, ich nahm einfüllig alles an, was man mir vorschlug,“ pflegte sie später zu sagen. Und in der That sie konnte nicht „nein“ sagen, wenn sie ihr ganzes vergangenes Leben überblickte. Ihre ganze Erziehung, ihre ganze Lebensweise war ja nur eine Vorbereitung gewesen, das Amt auf sich zu nehmen, zu dem Gott sie jetzt berief. Eine Freundin, Clavie Baillly, welche sich schon längst dem Ordensleben widmen wollte, schloß sich ihr an. Fräulein Loquet war von P. Varin für den Plan gewonnen. Das Dienstmädchen der Hauswirthin, Margaretha, ein gutes Mädchen und eine geschickte Näherin, wurde als

Saienschwester aufgenommen und der Grundstein der neuen Gesellschaft war gelegt. Am 21. November, am Feste der Opferung Mariä 1800, versammelte sich die kleine Schaar in der festlich geschmückten Kapelle der Väter des Glaubens. P. Barin las die hl. Messe. Nach der Wandlung legten die vier Postulantinnen das Gelübde ab, sich dem göttlichen Herzen Jesu zu weihen und empfangen dann die hl. Kommunion. Bald konnten sie durch die Vermittelung P. Barin's in Amiens ihr erstes Klösterchen mit einer Tageschule einrichten. Am 7. Juni 1802 gestattete er Madame Barat mit einigen Genossinnen, ihre ersten Gelübde abzulegen und am 21. Dezember desselben Jahres ernannte er sie zur Oberin. Sie war damals kaum 23 Jahre alt. Die kleine Gesellschaft vermehrte sich mehr und mehr. Wenn immer P. Barin Seelen fand, die ihm für die Gesellschaft des heiligsten Herzens geeignet schienen, suchte er in ihnen die Gottesliebe und den Seeleneifer an, indem er ihnen das erhabene Beispiel und die seltenen Tugenden P. Tournely's im Leben und im Tode vorstellte, und gewann sie schließlich meistens für seine Gründung. So war es jener heilige Priester des Herrn, Leonor de Tournely, der den Plan der göttlichen Vorsehung erkannte, der seinen Nachfolger zur Ausführung anregte und nach seinem seligen Tode durch das Beispiel seines Lebens und Sterbens unzählige Seelen der gegründeten Gesellschaft zuführte.

Die Gesellschaft breitete sich bald über ganz Frankreich aus. Zu Grenoble, Poitiers, Niort und Gent wurden von der zur Generaloberin gewählten Madame Barat die ersten Klöster und Pensionate errichtet. Im Jahre 1826 erhielten die auf den Konstitutionen und Regeln der Gesellschaft Jesu beruhenden Satzungen der Genossenschaft vom Papst Leo XII. die feierliche Bestätigung. Schon 6 Jahre nach der Gründung der Gesellschaft trug Mutter Duchesne ihrer Generaloberin den Wunsch vor, sich ganz den heidnischen Völkern und

namentlich den wilden Indianerstämmen Amerikas zu widmen. „Sie haben die wunde Stelle meines Herzens getroffen. Es hat mich also unser Heiland erhört!“ antwortete Mutter Barat. Aber 12 Jahre verfloßen, bis Mutter Duchesne das Ziel ihrer Wünsche erreichen konnte. Im August 1818 landete sie mit einigen Gefährtinnen in Nord-Amerika und gründete unter unsäglichen Mühen und Gefahren die Klöster in St. Charles, Florissant, Grand Coteau, St. Michael, St. Louis und mehrere andere. Sie starb am 17. November 1852 zu St. Charles im Geruche der Heiligkeit. „Wenn ich einmal todt bin, wird alles gedeihen,“ hatte sie so oft im Leben gesagt, und in der That heute ist die Gesellschaft über ganz Nord-Amerika verbreitet und wirkt unzähliges Gute am Heile der Seelen. Im Jahre 1853 führte Mutter du Rouvier, welche 1848 als Oberin in Turin von der Revolution verfolgt und auf offener Bühne verhöhnt war, die Ordenscongregation in Süd-Amerika ein. Oesterreich hatte 1843 und Nord-Deutschland 1847 die ersten Gründungen erhalten. 111 Klöster hatte Mutter Barat ins Leben gerufen; von denen 87 bei ihrem Tode noch bestanden. Im Januar 1893 bestand die Gesellschaft des heiligsten Herzens aus 6,182 Mitgliedern in 134 Klöstern. Hiervon fallen 82 Klöster auf Europa und 52 auf Afrika Nord- und Süd-Amerika, Australien und die Südsee.

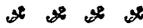
Mutter Barat krönte ihr heiliges Leben mit einem ebenso heiligen Tode am Feste der Himmelfahrt des Herrn, den 25. Mai 1865. „Donnerstag geht's in den Himmel,“ hatte sie am vorhergehenden Sonntage gesagt. Als die letzte Stunde des Himmelfahrtsfestes schlug, übergab sie ihre Seele den Händen Gottes. Am 29. Mai bewegte sich der Leichenzug nach Conflans bei Paris, wo sie in der Gruft der Kapelle der 7 Schmerzen die letzte Ruhestätte fand.

Eine weiße Marmorplatte deckte das Grab mit der Inschrift: „Hier ruht im Frieden Christi Magdalena Louise Sophie

Barat, Stifterin der Gesellschaft der Jungfrauen vom hl. Herzen Jesu, welche sie während 62 Jahren mit wunderbarer Milde und Klugheit geleitet hat. Je mehr ihr Werk sich ausdehnte und je herrlicher es gedieh, desto tiefer erniedrigte sie sich selber und gab Gott die Ehre. Sie starb am Feste der Himmelfahrt des Herrn, den 25. Mai 1865, im Alter von 85 Jahren, 5 Monaten und 5 Tagen. Heil dir und Lebe wohl, gute Mutter! lebe in Gott eingedenk unser, die du dem göttlichen Herzen geboren hast.“ Das Grab ward nicht vergessen. Wunderbare Gnadenerweise und Gebetserhörungen verbreiteten und vermehrten überall das Vertrauen auf die Fürbitte Mutter Barats. Am 18. Juli 1879. unterzeichnele unser glorreich regierender Papst Leo XIII., der die Verstorbene persönlich gekannt hatte, das Dekret, welches die Einführung des Seligsprechungsprozesses unter Dispens von sonst gebräuchlichen Formalitäten und Vorschriften gestattete und der frommen Stifterin den Titel einer ehrwürdigen Dienerin Gottes verlieh.

Am 2. Oktober 1893 schritt die päpstliche Commission unter dem Cardinal-Erzbischof von Paris zur kanonischen Eröffnung des Grabes. Man fand den Leichnam unverfehrt, obschon 27 Jahre seit ihrem Tode verlossen waren. Nach langen Untersuchungen wurde diese Unversehrtheit von Rom als Wunder anerkannt. Gebe Gott, daß die ehrwürdige Dienerin Gottes bald als Selige auf die Altäre erhoben und von der Christenheit verehrt werde.

Wunderbar ist Gott in allen seinen Wegen, wunderbar in der Stiftung dieser Gesellschaft des heiligsten Herzens. Ein heiligmätziger Priester empfing den Gedanken und den Antrieb zu dieser Gründung in seinem Herzen. Er starb mit dem Bewußtsein, daß seine Pläne gescheitert waren, aber in der frohen Hoffnung, daß die Gesellschaft trotz aller Schwierigkeiten eines Tages bestehen werde. 68 Jahre nachher konnte Mutter Barat im Tode ausrufen: “Opus, quod dedisti mihi, consummari.” Ich habe das Werk vollendet, das du mir gegeben hast.



Beherzigung für die erste hl. Kommunion.

Von Rev. H. Wochner, S. J.



Für ein gutes Kind ist der Tag seiner ersten hl. Kommunion ein Tag der sehnsüchtigsten Erwartung, der süßesten Freude, der heiligsten Wonne, ein wahres Jubelfest. Wird es ja doch beim Erscheinen jener hehren Feier durch Christus und mit Christus von einer Freudenhöhe zur anderen erhoben und Seligkeiten werden ihm dabei zu Theil, die sein Herz unaussprechlich beglücken. Oder was Anderes als ein Gedanke höchster Freude wird an diesem weihewollen Tag, nach dem es dich, du gutes Kind, so sehr verlangt, dein erster Gedanke sein in früher Morgenstunde schon? Ist es ja doch der Gedanke an deine erste hl.

R o m m u n i o n, der wie mildes Sonnenlicht deine Seele alsdann bestrahlt, erwärmt und mit den heiligsten Wünschen erfüllt.—Jesus kommt zu mir!—Zum ersten Male! Heute noch!—Nach wenigen Stunden schon! O welch ein Meer von Seligkeit schließt dieß Eine in sich für ein unschuldiges Kindesherz! Für ein Kindesherz, welches Monate und Wochen lang nach diesem großen Tag sich heiß gesehnt, ja gewissermaßen die Stunden zählte bis zu seiner Ankunft. Für ein Kindesherz, das mit redlichstem Fleiße sich vorbereitete seit langen Jahren auf diesen Tag und mit ängstlicher Sorgfalt die Seele von jeder Makel zu reinigen suchte, damit der Heiland h. i

seiner Sinfuhr ja nichts wahrnehme, was seinem Auge mißfallen möchte. Diese Freude aber, welche dich, liebes Kind, in der Frühe des Morgens schon besetzt am Feste deiner ersten hl. Kommunion, theilt sich auch denen mit, welchen dein Wohl am meisten am Herzen liegt. Dein Vater und deine Mutter, wie mögen sie Gott dafür danken, daß er sich würdigt zu ihrem Kinde herabzusteigen und mit welcher Inbrunst mögen sie bitten und flehen, daß der Segen des Heilandes mit seiner vollen Kraft bei ihrem Kinde verbleibe.

In diese erste Höhe der Freude auf welche du dich erhoben siehst gleich am frühen Morgen, reißt sich eine andere, ich meine: der feierliche Einzug in's Haus des Herrn.

Welch einen seligen Anblick bietet eine Kinderchaar, welche dem Heiland entgegenzieht, der sich ihr schenken will! „So ziehe denn hin, in Gottes Namen!“ Wer möchte nicht mit solchen Worten ein Jedes dieser Kleinen begrüßen während sie hinaufsteigen zum Tempel des Herrn. „Ziehe hin zu Jesus, dem göttlichen Kinderfreund. Nicht blos seinen Segen will er dir ertheilen, wie jenen Kleinen einstens, die von der Mutterhand zu ihm geführt wurden, sondern er selbst will dein übergroßer Lohn sein. Ziehe hin! Und dort im Heiligthume angekommen, vergiß nicht deine guten Eltern dem Herzen Jesu anzuempfehlen, deine Geschwister, deine Verwandte und Wohlthäter und Alle jene, welche dir nahe stehen und es so gut mit dir meinen!“

Schon beginnt am festlich geschmückten Altare die hochheilige Opferhandlung und mit ihrem Anfange rückt auch für dich, gutes Kind, der Höhepunkt deiner Freude näher und immer näher heran. Mit heiligem Entzücken und mit heiligem Schauen versenkt sich während des hl. Messopfers dein andachtsvoller Blick immer und immer wieder, glaubend, hoffend und liebend in die unerforschlichen Tiefen des Geheimnisses des Glaubens, bis endlich jener selige Augenblick erscheint, in dem du

hintreten darfst zum Tische des Herrn.

Mit sichtbarer Ehrfurcht—deine Augen sind niedergeschlagen; deine Hände fromm gefaltet—trittst nun den schönsten Gang deines Lebens an. O, es mag dir bei diesem hochwichtigen Schritt so ganz eigen ums Herz werden, wie es zuweilen Einem zu Mulhe wird, der zum ersten Male am Meere steht und dessen Größe und erhabene Majestät, dessen Unermeßlichkeit, Tiefe und Unerforschlichkeit nicht genug zu bewundern und anzustauen vermag.—Knieend am Tische des Herrn und harrend des Augenblickes, wenn der Priester die erste hl. Kommunion dir darreicht mit den Worten: „Der Leib unseres Herrn Jesu Christi bewahre deine Seele zum ewigen Leben,“ da bist du ein Schauspiel für Menschen und Engel. Aller Augen sind deshalb auf dich gerichtet und selig fühlen sich die Zeugen deines Glückes in deinem Glück. Und würde sich erst der Schleier lüften, der das Jenenseits verhüllt, wäre es vergönnt einen Blick zu thun in das Geisterreich hinüber, was ließe sich da nicht Alles schauen! Die seligen Geister würde man sehen voll des Erstaunens darüber, daß der Eingeborene vom Vater sich herabneigt bis zur Seele des Kindes. Deinen heiligen Schutzengel würde man sehen, wie er dich umschwebt, um die Gluth deiner Andacht immer höher anzufachen. Die seligste Jungfrau Maria würde man schauen, wie sie mit Mutterliebe zu dir niederblickt gleichsam sprechend: „Großes hat an dir gethan, der mächtig und dessen Namen heilig ist!“—Fürwahr! ein Kind, das in ganz gottgefälliger Weise dem Tische des Herrn zum ersten Male sich naht, es ist ein Schauspiel für Engel und Menschen!

Soll ich noch auf jene besonderen Tröstungen hinweisen, welche der Heiland zuweilen zu bescheeren pflegt beim Empfang der ersten hl. Kommunion?—Ein recht braves Kind sagte einmal: „Im Himmel müßte es wohl ewig so sein, wie am Tage der ersten hl. Kommunion;“ denn es konnte sich keine größere Borne mehr denken als

gerade diese. O, Kind, welch ein Glück wird dir zu Theil, wenn der Heiland unter geheimnißvoller Hülle sich in deine Seele hinein versenkt weit inniger und wunderbarer noch als die Morgensonne sich versenkt in den frischen Thau und jeden Tropfen in schönster Farbenpracht erstrahlen läßt.— Ueberglücklich fühlten sich die Hirten einst auf Bethlehems Fluren, als der Engel eine große Freude ihnen verkündete und sie das Kindlein fanden in Windeln eingehüllt und liegend in einer Krippe. Dir aber wird Größeres noch beschieden in der ersten hl. Kommunion. Ueberglücklich fühlte sich Simeon, der hl. Greis, als er das Heil der Welt, das liebe Jesukind, auf seine Arme nahm voll heiligen Entzückens. Dir aber wird mehr vergönnt in der ersten hl. Kommunion. Entzückt waren die Weisen aus dem Morgenland, als sie niedergeworfen in den Staub dem neugeborenen Könige ihre Opfergaben spendeten. Dir aber wird mehr gewährt in der ersten hl. Kommunion.— O Kind! welch ein Glück wird dir zu Theil durch den würdigen Genuß jenes Brodes, das vom Himmel stammt und darum eine Süßigkeit in sich birgt, welche nicht selten der Seele einen Vorgesmack der zukünftigen Herrlichkeit verleiht. „Was ist mir im Himmel und was habe ich auf Erden außer Dir, o Gott meines Herzens!“

Und nun, nachdem ich dir jene himmlischen Höhen gezeigt, auf welche dich Jesus im heiligsten Sakramente des Altars am großen Tage deiner ersten hl. Kommunion führen will, wie er einstens seine Jünger auf den Tabor führte, den Berg der Verkündigung, bleibt mir nur ein Wunsch noch übrig. Es ist ganz derselbe Wunsch, den der Heiland seinen Jüngern gegenüber einstmals ausgedrückt mit den Worten: „Bleibet in meiner Liebe!“ Ja, verbleibe in der Liebe Jesu Christi! Daß dies auch in der That dein aufrichtigster Entschluß und Wille sei, das erklärst und behauptest du laut und feierlich, indem du mit den Genossen deines Glückes am Tage der ersten hl.

Kommunion die heiligen T a u f g e l ü b d e erneuerst. „Ich widersage dem Satan und allen seinen Werken und aller seiner Pracht,“ so lautes dein Gelöbniß. Und Alle die zugegen sind bei dieser hehren Feier, sie vernehmen dein Versprechen, das du im Angesichte Gottes ablegst. „Ach! welch ein Jammer wäre es doch, wenn du trotz dieses gegebenen Versprechens deinen Heiland jemals treulos verlassen solltest.— Bei aller Freude über dein süßes Glück erfüllt doch wiederum Besorgniß und Angst die Brust, wenn man der Vielen gedenkt, die bei ihrer ersten hl. Kommunion mit inniger Andacht und tiefem Ernst zum Tische des Herrn traten, aber in der Folge nicht Stand gehalten haben. Ungethan mit dem Gewande der Freude, den Kranz der Unschuld auf dem Haupte tragend, so sind sie damals am schönsten Tage ihres Lebens im Hause Gottes erschienen; haben der Hölle entsagt und Christus Treue geschworen — und siehe da — man sollte es gar nicht glauben, nach dem einen oder anderen Jahre schon war Alles anders geworden, ganz anders. Verloren ist das Kleid der Unschuld; entblättert, zerrissen und in den Staub hinein getreten der Kranz der Ehre. Wer möchte im Angesichte einer solchen Verwüstung nicht Klage führen wie der Patriarch Jacob es that, als er die blutgetränkten Kleider seines Lieblings erblickte.

„Ein wildes Thier,“ rief er aus, „hat meinen Joseph zerrissen. Ein wildes Thier hat dieses Kind dem Verderben geweiht.— Das wilde Thier eines schlechten Umganges; das wilde Thier eines verbotenen Vergnügens; das wilde Thier einer heillosen Gewohnheit. „Ein wildes Thier hat meinen Joseph zerrissen!“

Du armes, weitverirrtes Menschenkind, wohin bist du doch gerathen! Warum bist du denn nicht so gut und rechtschaffen geblieben, wie so manche Andere, mit denen du zum ersten Male zum Tische des Herrn hingetreten bist? Kehre um da es noch an der Zeit ist! Was wird sonst nicht Alles noch aus dir werden, und wie schrecklich

mag es mit dir werden! Vielleicht regt sich beim Andenken an deine erste hl. Kommunion ein Zug sanfter Nührung und eine eigene Wehmuth in deiner Brust, und es kommt dir vor wie ein schmerzliches Heimweh nach den schönen Tagen deiner Kindheit und nach dem großen Tag deiner ersten hl. Kommunion. Das ist die milde Stimme des guten Hirten, der dich verirrtes Schäflein zu sich ruft! Verschmähe sie nicht. Mein letztes Wort jedoch gilt dir, geliebtes Kind! das du in kurzer Frist zum ersten Male das Brod der Engel zu genießen hoffest. Dieses letzte Wort ist indeß kein anderes als derselbe Wunsch, den du schon vernommen, der aber nicht genug sich wiederholen läßt und der heißt: „Verbleibe in der Liebe Jesu Christi!“ Damit jedoch dieß für alle Zukunft geschehen möge, so halte dich stets innerhalb der Schranken der göttlichen Gebote. Nur der Weg führt zum Heile. Wer außerhalb dieser Bahn wandelt, dessen Lebenslauf ist mit einem Eisenbahnzug zu vergleichen, welcher vom Schienenweg abgewichen, und darum nur Tod und Verderben mit sich führt. Verbleibe in der Liebe Jesu Christi! Erfülle daher bis an das Ende deine Pflichten gegen die hl. Kirche. Besuche den Gottesdienst stets mit Eifer, so daß du niemals an Sonn- und gebotenen Feiertagen das Opfer des neuen Bundes, das hl. Messopfer, aus eigener Schuld veräuñest. Verbleibe in der Liebe Jesu Christi!—Empfange deshalb würdig und oftmals die hl. Sakramente. Gehe zum Tische des Herrn, aber nicht zum Scheine, weil es nun einmal so angeordnet oder vorgeschrieben ist, sondern aus aufrichtiger Sorgfalt für das eigene Heil. Gehe zum Tische des Herrn, aber jedesmal mit einer solchen Vorbereitung, als ob sie die letzte deines Lebens wäre. „Verbleibe in der Liebe Jesu Christi!“ Verehre darum Maria, die Mutter der göttlichen Gnade in ganz vorzüglicher Weise. Laß in der Folge keinen einzigen Tag vorübergehen ohne dich irgendwie, und wäre es auch nur durch ein ganz

kurzes Gebet, der Himmelskönigin anempfohlen zu haben. Denke an sie am frühen Morgen und am späten Abend. Denke an sie, wenn des Tages Hitze und Bürde schwer dich niederdrückt. Ganz besonders aber denke dann an sie, wenn die verhängnißvolle Stunde der Versuchung schlägt, wo Alles auf dem Spiele steht. In guten und in bösen Tagen, sollst du ihr Bild im Herzen tragen!“ Du bedarfst ihres mächtigen Schutzes wohl; denn wer weiß, was deiner noch harren mag. So sorgenfrei, so frisch und froh, so hoffnungsfelig schaust du jetzt in die dunkle Zukunft hinein und ahnst die Dinge gar nicht, die deiner noch warten. Welche unheimlichen Abgründe werden dich noch zu verschlingen drohen! In welche trostlose Sünden hinein wird dich dein Lebensweg noch führen, so daß du dir weder zu rathen weißt noch zu helfen! Welche furchtbaren Gewitterstürme dich erschrecken, erschrecken bis zum Sterben! Nie, mag kommen was wolle, vergiß Maria, die Trösterin der Betrübten, die Hilfe der Christen, die Zuflucht der Sünder! „In guten und in bösen Tagen sollst du ihr Bild im Herzen tragen!“—Wenn sie dich hält, dann fällst du nicht. Wenn sie dich stützt, dann strauchelst du nicht. Wenn sie dich lenkt, dann irrest du nicht. Blicke auf zum Sterne! Rufe Maria! Nimmer schwinde ihr Name von deinen Lippen. Nimmer aus deinem Herzen. „In guten und in bösen Tagen, sollst du ihr Bild im Herzen tragen!“—

So verbleibe denn in der Liebe Jesu Christi immerdar.—„Ich lasse meinen Jesus nicht, auch wenn ich sterben müßte!“ rief einstens ein hl. Kind aus in jenen schweren Zeiten blutiger Verfolgung. Das sei dein Lösungswort auch für's ganze lange Leben. „Meinen Jesus, den laß ich nicht, auch wenn ich sterben müßte!“ Jesus, dir lebe ich! Jesus, dir sterbe ich! Jesus, dein bin ich, im Leben und im Tode!—



Das Herz muß größer sein als die Welt, denn die Welt kann dasselbe nicht erfüllen.

„Das arme Herrle.“

Ein psychologischer Versuch.

Von P. Paul Mathies, S. J., Prairie du Chien, Wis.

Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)



ach einer Weile entnahm er seiner Reisetasche ein Skizzenbuch, rückte den Tisch näher an's Fenster und begann einen flüchtigen Entwurf. Aber es dauerte nicht lange. Mit den Worten:

„Den Vorwurf, die Komposition habe ich jetzt, aber mir fehlt die Kraft!“ warf er Mappe und Bleistift auf die Fensterbank. Hatte es geklopft? Ja, da klopfte es wieder.

„H herein!“

Da erschien Bruno auf der Schwelle. Der Künstler, dessen Einbildung Erscheinungen ganz anderer Art soeben beschäftigt hatten, war betroffen von der neuen strahlenden Vision in Gestalt des blühenden jungen Mannes.

„Ah!“ rief er, „wer ist da?“

„Habe ich die Ehre, mit Herrn von Lavaletta zu sprechen?“

„Della Valetta, das ist mein Name. Womit kann ich dienen und mit wem habe ich das Vergnügen?“

„O, mein Name ist Bruno Starck, ich bin der Freund des jungen Barons Joseph.“

„Der Freund des . . .“

„Ja, der Freund des Josephphle.“

„Ah so, der Portier sagte mir von einem jungen Herrn, der mit meiner Cousine . . . der in ihrer Begleitung reise . . . so sind Sie also . . .“

„Ja, ich reise mit als Freund des ‚armen Herrle‘. Den hat ja sonst doch kein Mensch lieb.“

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr . . . bitte, wie war der Name?“

„Bruno Starck.“

„Herr Starck, schön. So. Sie sind also nicht. . . nicht . . . nicht, ich meine: kein Wärter des bedauernswerthen Kindes?“

„Nein!“ lachte Bruno, der Platz genommen hatte. „Natürlich helfen thue ich ihm schon, wo es nöthig ist. Aber ich bin, wie ich bereits sagte, sein Freund—wohl sein einziger Freund.“

Der Maler konnte die Bemerkung nicht unterdrücken:

„Wie ist das nur möglich!“

„Was?“

„Nun, daß man der Freund eines . . . eines solchen Wesens ist!“

„Mir scheint, gerade so ein armer Knabe ist recht großer Liebe werth.“

„Gewiß, gewiß! Aber ein wie häßlicher Freund!“

„Daran denke ich gar nicht mehr.“

„Und so undankbar!“

„Undankbar? O, wenn er es ist, kann er nichts dafür. Uebrigens lohnt ein Unerderer . . .“

Also doch ein bezahlter Gesellschafter! dachte Ettore. Er fragte daher:

„Sie können aber doch gewiß in einem andern Berufe leichtern Lohn verdienen.“

Die Baronin ist freilich eine sehr wohlhabende Frau . . .“

Bruno wurde purpurroth. Er verstand, daß der Künstler ihn für eine Art von besseren Bedienten hielt. Es war aber nur Josephs wegen, daß er diesen Irrthum berichtigte:

„Ich sprach von dem Lohne Gottes, Herr Lavaletta.“

Jetzt war es an dem Maler, sich zu schämen. Aber er halte nichts niedriges mit seiner Bemerkung beabsichtigt. Mit natür-

licher Herzlichkeit konnte er daher Bruno versichern:

„O, ich bewundere Sie, Herr Starck, und bin gewiß, wir werden uns bei näherer Bekanntschaft schätzen und lieben lernen.

Sie bleiben ja in unserer Begleitung.“

„In Ihrer Be . . .“

„Ach so, meine Cousine hat Ihnen natürlich noch nicht gesagt, daß ich mich ihr für die Reise in's Engadin anschließen will.“

„Das ist recht, da wird es gewiß auch lebhafter und interessanter,“ meinte Bruno ganz offen. Er fügte hinzu: „Ich vergesse übrigens ganz, meinen Auftrag auszurichten, dessentwegen ich den Herrn Lavaletta gestört habe . . .“

„O, Sie haben mich nicht gestört, lieber Freund . . . was war es denn?“

„Die Frau Baronin läßt fragen, ob Sie mit uns um 7/8 zu Nacht speisen möchten.“

„Mit großem Vergnügen. Seit dem Diner heute in Ragaz habe ich nichts genossen. Nun, die Tafel im „Quellenhof“ war vorzüglich, aber ein Künstler hat guten Appetit. Wo speist meine Cousine? Unten?“

Frau Baronin geht des ‚Herrle‘ wegen ungern an die Table d' hôte. Sie läßt lieber im Zimmer servieren.“

„Um so besser. Ich komme hinüber.“

„Sehen Sie doch einmal,“ rief Bruno plötzlich, „wie wundervoll die Abendbeleuchtung wird! Diese leuchtenden Farben auf dem Calanda da drüben! Und dabei hier gerade unter den Fenstern das Rauschen der Pflanzur. Hier müßte nur noch ein Maler stehen?“

„Den schönsten Moment des Farbenspiels abzapfen und ihn dann festzuhalten. Es ist eine Beleuchtung wie im Feenmärchen. Sehen Sie diese feurigen Wolfenburgen da hinter dem schwarzen Felsstricken? In einem alten Geschichtenbuch habe ich unter anderen nordischen Sagen auch von Muspilli, dem Weltbrande, gelesen. So müßte die erste Szene, die Eröffnung des letzten Feuers, dargestellt werden. Schauen Sie, wie die rote Lohe da aus

der Schlucht hervorzubrechen scheint! Und links die goldenen Wolken sind die Götterburg—Walhalla . . .“

„Bravo, bravo, Freundchen!“ rief der Maler, ganz entzückt, „fahren Sie fort, Sie Poetenseele!“

Bruno indeß schwieg schnell. Er wünschte, er hätte dem noch unbekanntem Manne gegenüber mehr Zurückhaltung bewiesen. Aber jetzt war es einmal geschehen; und es war gut, denn zwei Geister hatten sich im Nu verstanden. Etore vergaß alles andere und, nachdem sie das Naturschaupiel noch eine Weile betrachtete, wollte der Maler dem Jünglinge gleich sein Skizzenbuch zeigen. Aber Bruno mochte das Josephle nicht so lange allein lassen, und es war außerdem zu dunkel geworden, um die Zeichnungen zu besehen. Man trennte sich bis zum Souper.

Als Bruno das Zimmer verlassen, rief der enthusiastische Italiener aus:

„Madonna! Dieser Jüngling ist ja ein Adonis! Ein Antinous! Aber von der Natur, der Reinheit eines christlichen Engels. Wenn es wahr ist, was der alte Bertuccio mir immer vorpredigt, daß ich die Landschaften aufstecken und Historie malen, Menschen malen soll . . . dann habe ich hier einen Erzengel Michael, wie er leidet und lebt! Gott, Gott, wie kann es so herrliches geben?“ — —

Am nächsten Tage, bei der wunderbaren romantischen zehnstündigen Fahrt über Fienkassen und Albula-Paß waren die beiden neuen Freunde bereits ein Herz und eine Seele. Das ‚arme Herrle‘ war stillvergügt und zufrieden, die Baronin heiter und gefaßt, nur die Jose Bertha mürrisch, sie klagte über Kopfschmerzen. Gegen 10 Uhr Abends hielt die Chaise vor dem eleganten Prachtbau des ‚Hotel Sanct-Moritz-Kulm.‘

„Es ist gestern ein Telegramm für Frau Baronin von Fervau gekommen“ sagte der Portier, „die bestellten Zimmer sind ebenfalls reserviert.“

„Ein Telegramm für mich?“

„Ja es steckt hier im Glaskasten. Ich werde sogleich aufschließen.“

(Fortsetzung folgt.)

Leben des ehrwürdigen Angelus Paoli, aus dem Orden U. E. Frau vom Berge Karmel.

Von Rev. P. Elijäus Rick, O. C. C.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.



Ob schon Angelus Nichts gethan hatte, um seine Gesundheit wiederherzustellen, so gab Gott ihm dennoch seine frühere Stärke zurück. Dann ging er wieder nach Florenz, wo ihm im Jahre 1675 wieder das Amt eines Novizenmeisters anvertraut wurde. Seine Novizen überwachte Angelus sorgfältig, damit sie auch nicht einen Augenblick müßig seien, übte sie in beständigem Gebet und Betrachtung und eiferte sie bald zu dieser bald zu jener Tugend an. Er leitete seine jungen Schüler auch an, sich selbst die Nahrung zu versorgen, um damit den nothleidenden Mitmenschen helfen zu können. Er nahm sie mit in die Spitäler, daß sie so das menschliche Elend näher sehen könnten und hierdurch wurden diese jungen Leute zu einem heiligen Wettstreit angetrieben, den Armen und Nothleidenden Gutes zu thun. Jedoch war Angelus keineswegs ein strenger oder gar mürrischer Novizenmeister; er führte seine Novizen an den Ausgangstagen in die herrliche Umgebung von Florenz und nahm selbst lebhaften Antheil an ihren Unterhaltungen und Spielen.

In der Strenge gegen sich selbst ließ er keine Aenderung eintreten; jene Novizen bezeugten später, daß er niemals im Bette schlief, sondern die Nächte in Betrachtung und Bußwerken zubrachte; von Müdigkeit erschöpft, genoß er einen kurzen Schlaf in knieender oder sitzender Stellung; seinen Leib züchtigte er durch strenges Fasten, blutige Geißelungen und schmerzhaftes Bußgürtel. Er war voll Liebe und Geduld mit den Fehlern seiner Schüler aber wenn nöthig, konnte er auch mit Strenge auftreten,

indem er die Bußwerke auferlegte, welche die Regel für solche Fälle vorgeschrieben hat; jedoch auch sonst bat er den einen oder den andern irgend ein Bußwerk öffentlich zu verrichten; wenn der Betreffende sich aber dagegen sträubte, so pflegte er beizufügen: „Nun gut, ich werde mich an ihrer Stelle dieser Buße unterwerfen.“

Unter der Treppe, die zum Garten führte, hatte er eine Art Verließ entdeckt, in welchem allerlei Gerümpel lag. Pater Angelus reinigte dasselbe und zog sich hier jede Nacht zurück, um unter Gebet und schmerzlichen Geißelungen den Morgen zu erwarten. Die Geißel, ein mit vielen Knoten versehener Strick, wurde im Jahre 1711 in diesem Verliesse gefunden, wo sie noch mit dem Blute des Seligen bedeckt war und es sind viele Wunder verzeichnet worden, die durch die Auflegung dieser Geißel gewirkt worden sind.

Nachdem er das Amt seines Novizenmeisters achtzehn Monate lang versehen hatte, wurde Angelus im Dezember 1676 nach Carniola geschickt, damit er hier die Seelsorge für das Dorf übernehme. Obschon er hier nur zehn Monate thätig war, so erwarb er sich doch einen Ruf von großer Heiligkeit und seltener Geschicklichkeit auch auf dem Gebiete der Seelsorge. Unermüdetlich war er thätig im Unterricht, in der Schule, sowie auf der Kanzel, im Beichtstuhl und am Krankenbette. Aber seine besondere Liebe wendete er den Armen und Nothleidenden zu, denen er Alles mit Erlaubnis seiner Obern hingab.

Hierauf wurde er nach Siena geschickt in dasselbe Kloster, in welchem einst der selige Franziskus durch seine Bußwerke sich hervorgethan hatte. Auch hier wie in Florenz verbarg er sich in einem kellerartigen Ver-

schlag, um ungesehen von den Uebrigen die Nächte in Uebungen der Buße zuzubringen; dabei war seine Nahrung so kärglich, daß er nur gerade so viel zu sich nahm, um nicht Hungers sterben zu müssen. Was er hierdurch erübrigte und alles Geld und sonstige Sachen, die er vom Obern erbat, waren für die Armen bestimmt, die sich täglich in Menge vor der Klosterpforte einfanden. Hier in Siena war es auch, wo seine Heiligkeit harten Proben unterworfen wurde; der Obere wollte nämlich seine Tugend prüfen, aber mit der größten Bereitwilligkeit, Freude und Demuth gehorchte Angelus auch den sonderbarsten und widersprechendsten Befehlen, so daß der Obere ihn bald als wirklich vollkommen erkannte.

Sechstes Kapitel.

Zu Ende des Jahres 1680 wurde Angelus nach Montecatini in der Diöcese von Pistoja geschickt, um im dortigen Kloster Grammatik zu lehren. Der Ruf seiner Heiligkeit war ihm schon vorausgegangen. Mit Eifer lag er dem Ante ob, wozu man ihn geschickt hatte und benutzte jede Gelegenheit, um den Herzen seiner jungen Schüler den Samen des Wortes Gottes einzupflanzen. Ganz besonders aber leuchtete seine Liebe zu den Armen auch hier hervor. Mit Erlaubniß des Obern ging er auf die benachbarten Bauernhöfe und sammelte Gemüse, Kräuter und Frucht, die man ihm gerne gab. Dann bereitete er diese eigenhändig und theilte sie an der Klosterpforte den Nothleidenden aus ohne jemals auch nur einen abzuweisen. Gott belohnte seine Liebe zu den Armen durch verschiedene Wunder. Von einem Landmann erbat er sich einen Kürbis, der jedoch noch ganz unreif war. Er bezeichnete ihn, indem er darauf den Namen Jesus einschritt. In kurzer Zeit wuchs derselbe so, daß der Mann ihn auf einem mit zwei Ochsen bespannten Karren nach Montecatini brachte, wo er allgemeines Staunen durch seine Größe und Schwere erregte. Daß Erstaunen wuchs, als man den Kürbis öffnete; auf

jedem der vielen Kerne war nämlich das Monogramm des süßen Namens Jesu I H S eingegraben. Diese Kerne wurden von den Einwohnern von Montecatini aufbewahrt und mehrere Kranke, die davon aßen, wurden wunderbar geheilt.

Um diese Zeit verließ der liebe Gott ihm auch die Gabe, der wunderbaren Vermehrung der Speisen. Wie gesagt, erbettelte er das Nöthige für seine Armen in der Umgegend von Montecatini. Kam er dann mit Lebensmitteln beladen heim, so hatte er die Erlaubniß dieselben auch selbst zu kochen, was ihm immer viel Freude machte. Zu dem Zwecke stand ihm ein großer Kessel zur Verfügung, worin er für etwa zwanzig Mann Suppe kochen konnte. Nochten jetzt bis zwanzig oder fünfzig oder gar hundert Arme und Hungerige da sein, so wurden Alle gesättigt. Auch erhielt er manchmal eine Flasche Wein und mit dieser einen Flasche löschte er den Durst Aller, die davon trinken wollten.

Jeden Augenblick, den er von seinen Berufspflichten erübrigen konnte, widmete Angelus der Pflege der Kranken sowohl im Kloster als auswärts, oder er suchte sich wohl die niedrigsten und mühsamsten Arbeiten im Hause aus und verrichtete mit sorgfältiger Liebe jene Arbeiten, wovor Andere zurückschreckten. Hörte er daß irgendwo ein Armer sei, der sich zu betteln schämte, so suchte er seine Freunde auf und sammelte das Nothwendige für denselben; dann brachte er es ihm oder schickte es durch eine vertraute und verschwiegene Person. Desjens erhielt er von seinen Wohlthätern Wäsche oder Schuhe zu seinem eigenen Gebrauch, da diese ihm manchem wirklich Noth thaten; aber Alles, was er mit der einen Hand nahm, gab er mit der andern Solchen die der Sache mehr bedurften als er.

Die Einwohner von Montecatini waren nicht wenig stolz, den Diener Gottes in ihrer Mitte zu besitzen; man kann sich daher ihren Schmerz denken, als er nach Pifa beordert wurde. Ausgerüstet nur mit

seinem Brevier und dem weißen Mantel, machte Angelus sich auf den Weg nach seinem neuen Bestimmungsorte, und zwar mitten in der Nacht, um den Bezeugungen der Dankbarkeit und Verehrung der Montecattiner zu entgehen. Nach Pisa war ihm schon sein Ruf vorausgegangen und, da man von seiner besondern Liebe zu den Armen gehört hatte, beeilten sich reiche und angesehenere Leute, ihm Lebensmittel und Kleidungsstücke für die Nothleidenden zur Verfügung zu stellen. Und dann ruhte Angelus nicht, bis sich diese Schätze in den Händen der Bedürftigen befanden, deren Hoffnung auf Gott und Glaube an die Menschheit vielleicht hierdurch neu belebt wurde.

Siebenies Kapitel.

Wenige Monate nach seiner Ankunft in Pisa erhielt Angelus den Befehl, sich nach Livizzano zu begeben, um hier das Amt eines Sakristans und Organisten zu versehen. Es war dasselbe Kloster, in welchem er das Ordenskleid empfangen hatte. Bevor er sich dorthin begab, ging er nach Argigliano, um seinen alten Vater zu besuchen. Am 22. August 1685 kam er in das Kloster von Livizzano und übernahm seinen Posten, den er mit aller Sorgfalt verwaltete. Als Sakristan hütete er fleißig die heiligen Gefäße und Gewänder und war unermüdet thätig, für die Reinerhaltung der Kirche und den Schmuck der Mläre zu sorgen. Beim Orgelspiel war er immer auf den Knien, sodaß es unbegreiflich ist, wie er in dieser Stellung die Pedale spielen konnte. Immer eifriger wurde er in den verschiedenen Uebungen des klösterlichen Lebens. Da er, wie stets, seine Bußwerke vor den Augen der Menschen zu verbergen trachtete, so suchte er auch hier wieder einen einsamen und verborgenen Ort auf. Er fand einen solchen in einer nicht weit vom Kloster entfernten Höhle; und hier unterwarf er seinen Leib, der durch seine Arbeiten, Fasten und Nachtwachen zum Skelette abgemagert war, den grausamsten Geißelungen, indem

er dabei das bittere Leiden unseres Erlösers betrachtete.

Durch seinen Eifer in Erfüllung seiner Pflichten und die Heiligkeit seines Lebenswandels hatte Angelus sich bald die Hochachtung und Liebe seiner Obern und Brüder im Kloster erworben, und ebenso wurde er hochgeschätzt von der Einwohnerschaft des Städtchens, wo er wie überall umherzog, die Armen aufzusuchen und zu unterstützen, die Hungrigen zu speisen und die Nackten zu bekleiden. Der Ruf seiner Tugenden war bis nach Rom gedrungen, und da der General des Karmeliterordens, Paulus vom heiligen Ignatius, das Kloster San Martino ai Monti zu reformieren wünschte und die durch Tugend und Heiligkeit angesehensten Patres dorthin berief, so befahl er im Jahre 1687 dem Prior von Livizzano, ihm auch den Pater Angelus zu schicken. Der Prior, welcher den Diener Gottes nicht verlieren wollte, setzte alle Hebel in Bewegung, den Entschluß des Generals rückgängig zu machen. Dieser bestand jedoch auf seinem Vorhaben und der Prior sah sich genöthigt, dem Pater Angelus den Befehl des Generals mitzutheilen. Er nahm Abschied von allen Brüdern des Klosters und machte sich noch in derselben Nacht auf den Weg, um den Bezeugungen der Hochachtung und Liebe des Volkes von Livizzano zu entgehen. Angelus ging zuerst nach Argigliano, um seinem alten Vater das letzte Lebewohl zu sagen, denn dazumal wurde seine Reise nach Rom als etwas Außergewöhnliches betrachtet. Darauf setzte er seinen Weg fort, allein und ohne Hülfsmittel, da er sein Reisegeld längst den Armen ausgetheilt hatte. Die Wege waren dazu sehr schlecht, da der um diese Jahreszeit beständig fallende Regen sie ausgewaschen hatte. Eines Tages sollte er einen von Regen geschwollenen Bergbach übersetzen; im Augenblick als er sich anschickte, ihn zu durchwaten, hörte er eine Stimme, die ihn davor warnte, da der Bach sehr tief sei; Angelus wandte sich um und sah einen Reiter, der sich erbot, ihn auf

seinem Pferde hinüber zu setzen. Als sie am andern Ufer angekommen waren und der Diener Gottes sich bedanken wollte, war der geheimnißvolle Reiter verschwunden. Späterhin sagte der Heilige immer, daß es nach seiner Ansicht sein Schutzeengel gewesen sei, der ihn aus dieser Lebensgefahr errettet habe. Am Abende kam er ganz durchnäßt an der Pforte eines Klosters an, wo er um Aufnahme bat. Doch der Pförtner, der ihn für einen Bagabunden ansah, erlaubte ihm bloß auf der Veranda zu schlafen. Am folgenden Tage kam er zu einem Kloster seines

Ordens, wo er gut bewirthet und für die Reise neu gestärkt wurde. Als er zu seinem Bruder Thomas nach Siena kam, schenkte dieser ihm einen fast neuen Habit, da der seinige ganz zerstückt war. Bevor er jedoch Siena verließ, hatte er denselben seinem Bruder gegeben, indem er sagte, dieses Kleid sei zu gut für ihn. Nach kurzem Aufenthalte bei seinem Bruder setzte er neugestärkt seinen Weg fort und, trotz der Schwierigkeiten des Weges, die er noch vermehrte, indem er meistens barfuß ging, kam er wohlbehalten in Rom an.



Die Blumen der frommen Schäferin.

Der Vater Mariemma erzählt uns die Geschichte einer frommen Schäferin, welche eine zärtliche Andacht zur heiligen Jungfrau hatte: sie war glücklich, wenn sie in eine kleine auf dem Berge stehende Kapelle unserer lieben Frau sich zurückziehen konnte; während dann ihre Heerde um die Kapelle herum weidete, weilte sie daselbst ganze Stunden in süßer Unterhaltung mit ihrer guten Mutter. Das Bild der heiligen Jungfrau war in erhabener Arbeit, und ganz ohne allen Schmuck; die Schäferin machte ihr einen Mantel aus einem Stück Zeug, so gut sie es bekommen konnte; ein andermal pflückte sie Blumen auf den Wiesen, aus denen sie einen Kranz flocht; dann stieg sie auf den Altar der Kapelle, setzte den Kranz auf's Haupt der Statue und sagte zu Marien: „Meine Mutter, ich möchte dir gerne eine Krone von Gold und Edelsteinen auf das Haupt setzen; da ich aber nur eine arme Schäferin bin, so kann ich dir nur eine Blumenkrone geben. Nimm sie an als ein Unterpfand meiner Liebe“ Durch diese und ähnliche Huldigungen bemühte sich das junge Mädchen, ihre Herrin zu ehren. Die heilige Jungfrau belohnte sie dafür dadurch, daß sie sie besuchte, und ihr ihre Liebe zuwendete. Einst wurde die Schäferin krank, und war dem Tode nahe, als es sich begab, daß zwei Mönche durch diesen Ort

wanderten, und von der Reise ermüdet, sich unter einen Baum setzten, um auszuruhen. Der eine schlief ein, umw der andere blieb wach, beide aber hatten das nämliche Gesicht. Sie sahen eine Schaar von Jungfrauen, alle vollkommen schön, unter denen jedoch eine, welche sich in der Mitte der übrigen besand, durch ihre Schönheit und Majestät alle ihre Gesährtinnen weit übertraf. Einer der Mönche wendete sich an diese und fragte sie, wer sie sei und wohin sie ginge? Sie antwortete: „Ich bin die Mutter Gottes, und will mit diesen Jungfrauen in meinem Gefolge eine arme auf dem Todebette liegende Schäferin besuchen, die in ihrem Leben recht oft zu mir kam.“ Nachdem sie dies gesagt hatte, verschwand das Gesicht. Wir wollen auch zu dieser Schäferin gehen, jagten die Mönche. Sie machten sich auf den Weg, und Gott führte sie zu ihrer Wohnung. Sie fanden sie auf Stroh liegend und grüßten sie; sie erwiderte ihren Gruß und sagte zu ihnen: „Meine Brüder, bittet Gott, daß er euch zeige, in welcher Gesellschaft ich mich befinde;“ hierauf knieten sie nieder und nachdem der Herr ihre Augen geöffnet hatte, sahen sie Maria mit einer Krone in der Hand, die auf das Kissen der Sterbenden sich stützte. Plötzlich stimmte die Mutter Gottes mit den Jungfrauen ihres Gefolges einen Hymnus an. Bei diesem himmlischen Gesange zerriß die Seele der Schäferin ihre irdischen Bande, Maria nahm sie in ihre Arme, setzte ihr die Krone aufs Haupt, und nahm sie mit sich in den Himmel.

Auferstehung.

Von Rev. Hieronymus Neichwein, O. C. C.



Wenn irgend eine Religionswahrheit geeignet ist, den Menschen zu einem tugendhaften Leben anzuspornen, so ist es der Glaube an die Auferstehung des Fleisches. Wir verstehen aber unter dem Wort „Auferstehung“ nichts mehr und nichts weniger als die Wiederherstellung des abgestorbenen Menschenleibes und der Wiedervereinigung mit der Seele. Mag diese Lehre aber auch noch so unbegreiflich erscheinen, so enthält sie dennoch nichts Unglaubliches und nichts dem Naturgesetze Widerprechendes. Denn gehört die Auferstehung des Fleisches auch in die übernatürliche Ordnung der Dinge und kann die Wahrheit derselben überhaupt nur durch das geoffenbarte Wort Gottes als unfehlbar nachgewiesen werden, so hat doch unsere Vernunft, von dem christlichen Offenbarungsglauben ganz abgesehen, die schwerwiegendsten Gründe, die Auferstehung des Fleisches nicht bloß als Möglichkeit sondern als Nothwendigkeit festzuhalten. Denn erstens besteht der Mensch aus Leib und Seele: Da nun aber der Leib des Menschen das Werkzeug ist, dessen sich die Seele in der Ausübung des Guten und Bösen bediente, so geziemt es sich, daß der Leib seinen Antheil habe an dem Lohn oder der Strafe der Seele. Daß ist aber nur möglich, wenn der Leib vom Grabe auferweckt wird und mit der Seele sich vereinigt. Ueberdies würde unser irdisches Leben ohne einstige Auferstehung allen Sinn und alle Bedeutung verlieren und es haben auch alle einsichtsvolleren Heiden, auf diese Folgerungen gestützt, diese Wahrheit anerkannt. So schreibt zum Beispiel der heidnische Römer Seneca: „Der Tod vor dem wir uns so sehr fürchten, unterbricht wohl das Leben, aber er zerstört es nicht; es wird einmal ein Tag kommen, der uns das

Licht der Welt wieder erblicken läßt. Es soll darum der Mensch mit Gleichmuth scheiden, da er ja doch einst wiederkehren wird.“

Doch hat es zu allen Zeiten einzelne Ungläubige gegeben, die da sagten, es gäbe keine Auferstehung, und auch in unsern Tagen gibt es wohl solche Leugner, die nicht einmal damit zufrieden sind selbst ungläubig zu sein, sondern auch Andern den Glauben an die Auferstehung zu rauben suchen. Zu diesem Zweck haben sie an vielen Orten die Leichenverbrennung, die sogenannte Feuerbestattung, eingeführt. Ja manche dieser Gottlosen gingen in ihrem Treiben so weit, daß sie sogar in ihrem Testamente bestimmeten, man solle die nach der Verbrennung ihres Leichnams noch zurückgebliebene Asche auf dem Meere nach allen Richtungen austreten: denn auf diese Weise glauben sie sicher der einstigen Auferstehung zu entgehen. Würden solche Helden des Unglaubens die Naturgesetze studieren, so würden sie bald überzeugt sein, daß überhaupt kein Ding so ganz und gar verloren geht, daß man eine Sache wohl in ihre ersten Bestandtheile auflösen, aber unter keinen Umständen vernichten kann. Mögen demnach auch die Theile eines menschlichen Körpers sich auflösen, mögen sie nach allen Richtungen zerstreut werden, mögen sie von wilden Thieren, Vögeln, Fischen oder menschlichen Bestien, Barbaren oder Canibalen gefressen werden, für die göttliche Allwissenheit gehen sie nicht verloren und Gottes Allmacht wird sie wieder vereinigen. Wie der hl. Augustin sagt „gibt es in der Natur keinen so verborgenen Winkel, wo jenes, was unsere Sinne nicht mehr zu entdecken vermögen, sich der Kenntniß des allgemeinen Schöpfers oder seiner Macht entziehen könnte.“ Wie ehedem so gilt auch heute noch das Wort de

Engels: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich.“ Denn Er, der ohne einen vorrätigen Stoff dazu zu haben, Himmel und Erde erschaffen hat, und der im Anfange den Leib des Menschen aus dem Lehm der Erde bildete, wird auch den vermoderten Leib wieder aus dem Staube hervorbringen können. Für die Allmacht Gottes macht es gar keinen Unterschied ob der Leib des Menschen auf der Erde verweste, im Meere aufgelöst, im Feuer eingäschert, oder von Thieren oder Canibalen verzehrt wurde. Die Natur kann hier als passendes Vorbild unserer einstigen Auferstehung gelten. So sehen wir ja wie jeden Herbst die Bäume ihr Blättergrün verlieren, alles Leben in der Natur stirbt ab, Blumen und Pflanzen sind mit Schnee überzogen, unter welchem sie ruhen und schlafen wie ein Leichnam unter der Decke des Grabes. So erscheint uns im Winter die ganze Natur kalt, öde und traurig gleich als wäre Alles todt. Im Frühling aber wird wieder Alles lebendig und von den warmen Strahlen der Sonne gelockt, feiert die ganze Natur ein allgemeines Auferstehungsfest.

Sehr schön hat der hl. Paulus einige Ungläubige seiner Zeit, die es versucht hatten, Schein-Gründe gegen die Möglichkeit unserer Auferstehung aufzustellen, mit dem Hinweis auf diese Vorgänge der Natur abgefertigt. „Du Thor“, jagt er, was du säest, wird nicht belebt, wenn es nicht zuvor stirbt.“ Der Landmann streut das Saatkorn auf seinen Acker damit es verweise: nachdem aber der Same verweist ist, lebt die Pflanze wieder auf, es bilden sich Wurzel, Stalm und Aehre, und zwar sind sie von derselben Gattung wie der Samen, aus dessen Verwesung sie entstanden. Will also der Ungläubige sich das Recht herausnehmen die Auferstehung des menschlichen Leibes zu bestreiten, so möge er vorerst die Auferstehung der Natur widerlegen. Er kann doch nicht leugnen, daß aus den unscheinbaren, erstorbenen und verresten Pflanzenkeimen Blumen erstehen, warum denn will er leugnen, daß aus dem Staub

und Moder des Grabes der neue Mensch gebildet werde? Fürchtet er etwa seiner Sünden wegen eine häßliche unverklärte Auferstehung, so ist er zu bedauern; denn wenn er sich bestrebt, ein rechtschaffenes Leben zu führen, so würde auch er wie die übrigen Gerechten verklärt werden.

Wenn aber der Ungläubige weiter fragt, wie es möglich ist, daß Fleisch und Bein, Haut, Haare und Eingeweide aus dem Staub gebildet werden, so antworte er unvorerit, wie es denn möglich ist, daß aus dem Ei ein Hühnchen mit Federn, Flügeln, Beinen, Schnabel und Kamm schlüpfen kann. Oder wenn er lieber will, so erkläre er uns einmal wie er im Leibe seiner Mutter wunderbar erschaffen wurde, und wir werden ihm erklären wie er im Grabe der Erde also gleichsam im Schooße seiner zweiten Mutter zu einem neuen Leben sich entwickelt und ausgebildet wird. Wie das Saatkorn in die Furchen gesäet wird und dort verweist, so werden auch unsere Leiber auf den „Gottesacker“ gesäet, wo sie gleich dem Kind im Mutterchooße sich entwickeln und für ein neues, unssterbliches Leben vervollkommenet werden.

Eines der besten Sinnbilder unserer Auferstehung vom Grabe ist der Schmetterling. Wenn im Herbst die Bitterung anfängt rauh zu werden, wird die Raupe lebensmüde und bereitet sich selbst ihr Grab: sie spinnt sich ihren Todtenjarg und stirbt in der Puppe. Doch im Frühjahr, wenn der milde Sonnenstrahl sie trifft, erhält die Puppe neue Kraft und frisches Leben, der Todtenjarg wird zer Sprengt: eine Raupe war in das Gewebe hineingetrochen doch siehe, nicht eine Raupe, sondern ein schöner buntfarbiger Schmetterling schwingt sich hervor—der nicht wie die Raupe über den Boden hinkriecht, sondern sich lustig sonnend, von Blume zu Blume flattert. So ist denn die häßliche, abgestorbene Raupe als buntgeflügelter Schmetterling zu einem neuen, schönen Leben erstanden.

Da nun Gott diese geringen Geschöpfe fortwährend zu neuem Leben erweckt, so ist

es schon geradezu aus diesem Grunde allein undenkbar, daß er den Menschenleib, das schönste Gebilde der Schöpfung, ewig dem Tode überlassen würde. Wenn aber auch einige Ungläubige die Auferstehung in Zweifel ziehen, so steht die ganze Welt, alle Völker der Erde, selbst die wildesten, diesen paar Leuten gegenüber und bekennt sich zu dem Glauben an eine Auferstehung von den Toten; denn ihre Vernunft erklärt dies nicht nur für möglich und die Grabmäler und feierlichen Leichenbegängnisse bezeugen ihren Glauben daran, sondern sie kann auch aus der göttlichen Offenbarung des alten und neuen Bundes bewiesen werden. Unsere Auferstehungslehre ist aber durchaus nicht neu; denn was wir davon halten, das haben vom Anbeginn der Welt an alle frommen und vernünftigen Menschen geglaubt. So tröstete sich schon vor Jahrtausenden der fromme Job in seinen vielen Leiden und Drangsalen mit der Hoffnung eines zukünftigen Lebens und er bricht in die gar rührenden und tröstlichen Worte aus: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und daß ich am jüngsten Tage auferstehen werde von der Erde Schooß und werde wieder umgeben werden mit meiner Haut und werde in meinem Fleische meinen Gott schauen; ich selbst werde ihn sehen und meine Augen ihn erblicken und nicht ein Anderer: es ruht dies, meine Hoffnung, in meinem Busen.“

Im Buch des Propheten Ezechiel wird unserm Geiste das Schauspiel der Auferstehung in klaren Worten aufgeführt. Gott stellte diesen Propheten in der Verzückung auf ein Leichenfeld voller Gebeine und sprach zu ihm: „Menschensohn, meinst du wohl, daß diese Gebeine lebendig werden? Und der Prophet entgegnete: Herr Gott du weißt es! Und der Herr forderte ihn auf und sprach: Weissage nun über diese Gebeine und sprich zu ihnen: „Ihr dürren Gebeine höret das Wort des Herrn: Sehet, ich will Geist in euch bringen, daß ihr lebendig werdet und ich will euch Nerven geben und Fleisch über euch wachsen lassen

und euch mit Haut überziehen und will euch Geist geben, daß ihr lebendig werdet und ihr sollt erfahren, daß ich der Herr bin. Und der Prophet weissagte, und siehe, es fing an zu rauschen und es regte sich; ein Glied fügte sich an das andere, Nerven und Fleisch kam über sie und Haut zog sich darüber und der Geist fuhr in sie und sie lebten und stellten sich auf ihre Füße und es war ein großes, sehr großes Heer.

Dem Propheten Daniel erschien selbst ein Engel und belehrte ihn über die Allgemeinheit der Auferstehung und die machabäischen Brüder wußten sich in ihren entsetzlichen Qualen mit der Hoffnung der Auferstehung zu trösten. Alle diese und so viele andere Offenbarungen des alten Testaments wurden später durch den Mund Jesu Christi ausdrücklich bestätigt; denn er sagt: „Es kommt die Stunde, wo alle die in den Gräbern sind die Stimme des Sohnes Gottes hören werden und es werden hervorgehen die Gutes gethan haben zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses gethan haben zur Auferstehung des Gerichts.“

Die um den Tod ihres Bruders Lazarus so tiefbetrüble Martha tröstete der Heiland mit den herrlichen Worten: ‚Dein Bruder wird auferstehen.‘ Darauf antwortete ihm Martha mit der größten Zuversicht: „Ich weiß, daß er auferstehen wird in der Auferstehung am jüngsten Tage. Der hl. Apostel Paulus aber ist beinahe unerschöpflich in der Beweisführung dieser Lehre von der Auferstehung und er geht in seiner Behauptung so weit und bekräftigt dieselbe mit einem so entscheidenden Ausspruch, daß er geradezu sagt: „Wenn die Todten nicht auferstehen, dann ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, dann ist unser Predigen und euer Glaube vergeblich.“ Dies ist ein welterwütterndes Wort, was der hl. Paulus da gesprochen: die Auferstehung Jesu ist nämlich der Stützpunkt unsers Glaubens: nehmen wir einmal an Christus sei nicht vom Tode auferstanden: in diesem

Falle hätten Bethlehem und Nazareth für uns gar keine Bedeutung, sein Leiden und Sterben auf dem Kalvarienberg gäbe uns keine sühnende Kraft, wir wären sodann noch immer in Sünden und warteten vergebens auf die Gnade der Erlösung.—Nun ist aber Christus auferstanden und darum können wir unmöglich im Tode bleiben.

Diese Glaubenslehre von der Auferstehung des Fleisches gewährt uns einen unermesslichen Trost: denn es wäre ja geradezu fürchterlich wenn es aus dem Grabe keine Erlösung gäbe, wenn wir ewig im Tode bleiben müßten. Der Geist des Menschen kann sich gar nicht mit dem Gedanken einer ewigen Vernichtung vertraut machen. Leib und Seele gehören zusammen und wenn der Mensch vollkommen fortleben soll, so muß er an Leib und Seele fortleben. So tröstete auch der hl. Paulus die Thessalonicher mit den Worten: „Brüder, wir wollen euch wegen der Entschlafenen nicht in Unwissenheit lassen, damit ihr auch nicht betrübt werdet wie die Andern, die keine Hoffnung haben. Denn wenn wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, so wird auch Gott die, welche in Jesu entschlafen sind, mit ihm vorführen u. s. w. Wir wissen, daß Jesus auferstanden ist und lebt und daß er auch uns auferwecken wird und diese Hoffnung einstiger Auferstehung bricht des Todes Stachel und nimmt ihm den größten Theil seiner Schrecken. Sie ist wie lindernder Balsam auf unser verwundetes und zerrissenes Herz, das sich dadurch wieder leicht emporrichtet beim Hinscheiden derer, die uns im Leben besonders nahe standen. Denn wenn wir unter heißen Thränen am Sterbelager von ihnen Abschied nehmen, so trösten wir uns mit dem Gedanken der Auferstehung, des einstigen Wiedersehens und der ewigen Vereinigung mit ihnen im Himmel. Der Glaube an die Auferstehung stärkt uns in Schmach, Trübsal und Widerwärtigkeit und spornet uns an, den Lockungen und Versuchungen der Welt zu widerstehen und allen Ernstes der Tugend sich zu befleißigen.

So ist also die Auferstehung des Fleisches nicht allein möglich sondern auch unfehlbar gewiß. Denn der Sohn Gottes, der die Jairustochter einst zu Capharnaum vom Todeschlaf erweckte, der den Jüngling von Naim und den Lazarus von Bethanien wieder lebendig machte, Er, der durch das größte und herrlichste seiner Wunder, durch seine eigene Auferstehung seine Allmacht gezeigt hat, er wird auch unsere einstige Auferstehung bewerkstelligen. Auf sein bloßes Wort, ja nur auf seinen Wink hin muß der Tod seine Beute herausgeben, die er seit Jahrtausenden auf Erden angehäuft.

Wenn wir an der Lehre der Auferstehung festhalten, so soll damit jedoch nicht gesagt sein, daß dies auf natürliche Weise vor sich gehe. Wir wollen dies gewiß nicht behaupten; im Gegentheil, wir betrachten die Auferweckung der Menschenleiber als ein großes Wunder der Allmacht Gottes. Gar viele große und gewaltige Takte der Allmacht Gottes hat die Welt schon gesehen; denn gewaltig war der Tag wo die Schöpfung auf das einfache Wort Gottes hin aus ihrem Nichts hervorging und viele andere große Wunder hat die Welt schon gesehen, das größte Wunder aber, gleichsam die Krone aller Wunder wird die Auferweckung der Todten von ihren Gräbern sein. Die Weise aber, wie Gott dieses großartigste aller Wunder wirken wird, ist uns unbekannt und unerforschlich. Das Wann und Wie ist noch nicht bekannt, doch steht das schließliche Eintreten dieses Wunders über allem Zweifel erhaben da?

Weil aber die Ungläubigen absolut keine Beweise gegen die Auferstehungslehre vorbringen können, so suchen sie manch andere Schwierigkeiten dagegen ins Feld zu bringen daher fragen sie: Wie stehen denn die Todten auf? In welchem Leib werden sie erscheinen? Mit solchen spitzfindigen Fragen meinen sie Wunder, was für eine große Weisheit sie da gezeigt hätten. Auf diese Frage soll man ihnen ganz ruhig antworten, daß wir in keinem andern als unserm

eigenen Fleisch auferstehen werden. Es wird genau derselbe Leib sein, den wir jetzt anhaben. Dazu werden jedoch nicht alle Bestandtheile des menschlichen Leibes erforderlich; denn die wechseln ja fortwährend je nachdem der Mensch ab oder zunimmt. Mögen darum auch manche Theile verloren gehen, so wird doch am Tage der Auferstehung so viel von unserm jetzigen Leibe vorhanden sein, als zur ersten Bildung des Menschenleibes erforderlich ist. Gott wird den eigentlichen „Keim“ der zur Neubildung des Leibes erforderlich ist, so zu erhalten wissen, damit der seiner Wesenheit nach nämliche Körper wieder auferstehe: was dann noch an der weiteren und vollen Aus- bildung und Gestalt des Leibes fehlt, kann ja durch Aufnahme anderer Stoffe ergänzt werden. Erneuert sich doch auch jetzt fortwährend der menschliche Körper indem im Laufe der Zeit fortwährend neue Elemente an die Stelle der früheren treten. Wird aber bezungachtet unser jetziger Leib derselbe genannt, der er vor 10 oder 20 Jahren war, so haben auch die Auferstandenen einst wieder denselben Leib, den sie zuvor hatten wenn auch nicht alle das ganze Leben hindurch in ihm vorhandenen Bestandtheile sondern nur einige wieder vereinigt werden. Wir sind jetzt genau noch die nämliche Person, die wir einst als Kindlein auf dem Schooße der Mutter waren, trotzdem manche aus uns vielleicht ihr Gewicht um das zehnfache vermehrt haben und wir werden dieselben bleiben auch wenn die Hälfte dieses Gewichtes verloren geht. Wir werden also mit unserm eigenen Fleisch auferstehen, jedoch so, daß auch die unmündigen Kinder, Blinde, Krüppel ohne Mängel und Fehler auferstehen werden. Auch wird ein großer Unterschied sein zwischen dem Leibe der Verdammten

und dem herrlich strahlenden Leibe der Gerechten. Der auferstandene Leib der Gerechten wird aber nach dem Ausspruch des hl. Paulus sich durch vier Haupteigenschaften auszeichnen: durch Unverweslichkeit, Klarheit, Behendigkeit und Feinheit oder Geistigkeit. Die Herrlichkeit der Einzelnen wird aber je nach ihren Verdiensten verschieden sein. Der 1. so schreibt der hl. Paulus: „Ein anderer ist Sonnenglanz, ein anderer Mondesglanz, ein anderer Sternenglanz.“ Wie sich demnach die Sterne untereinander auszeichnen, so auch die Schönheit der auferstandenen Leiber der Gerechten. Die Leiber der Verworfenen aber werden wenn auch unsterblich so doch leidensfähig und häßlich sein.

Todenerweckungen sind schon sehr oft vorgekommen zu den Zeiten der Propheten, der Apostel und auch in neuerer Zeit wie uns das Leben der Heiligen zur Genüge beweisen kann. Doch hat wohl keine so viel Aufsehen erregt, als jene, welche sich zu Krakau in Polen auf Fürbitte des hl. Bischofs und Martyrers Stanislaus zutrug. Dieser hl. Mann erhielt von Gott die Gewalt, einen schon lange verstorbenen Bürger der Stadt aufzuwecken und vor Gericht zu bringen. Die näheren Umstände dieses Wunders sind zu finden im Leben des hl. Stanislaus. Auferstehen werden wir nun Alle; wer aber am jüngsten Tag in einem verklärten Leibe auferstehen will, der suche jetzt ein rechtschaffenenes Leben zu führen. Je mehr ein Mensch der Sünde abstirbt, desto glorreicher wird seine Auferstehung sein. Dazu würde aber der öftere und würdige Empfang der hl. Kommunion außerordentlich viel beitragen: denn der Heiland sagt: Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, den werde ich auferwecken zum ewigen Leben.



Wir führen mit Freude den Namen der Kinder Mariens, wir rühmen uns desselben und betrachten ihn als Grund unserer Hoffnung.

Wer hat Jesus mehr geliebt, als Maria? Aber wer hat sich auch seinem Kreuze mit größerer Ausdauer angeschlossen, als sie?

Der Judenknaube von Prag.

II.

Wie mich F. Guardian gen Zalow schickt und was mir in Ubele's Haus begegnete.



Am andern Morgen nach der Terz sagte mir P. Guardian, der Pfarrer von Kostol, der nachgerade all und bettlägerig wird und oftmals nicht sein eigenes Dorf, geschweige die zugehörige Pfarre von Zalow besorgen kann, habe für den Rest der Fastenzeit, absonderlich für die Charwoche, einen Kapuziner begehrt, der seiner Gemeinde das Jubiläum predige. Sollte mich also aufmachen im heiligen Gehorsame und diesen frommen Leuten das Evangelium verkünden, gemäß den Worten Christi: „Euntes praedicate“ — „Geht hin und prediget“, wie es geschrieben steht bei Matthäus am letzten.

Nach Zalow wäre ich nun schon lange um's Leben gerne gegangen, weil daselbige unscheinbare Kirchlein die älteste christliche Kirche von ganz Böhme sein soll; denn sie wurde von Herzog Borciwoj bald nach seiner Taufe daselbst auf seinem Gute erbaut, da man zählte nach unjeres Herrn Geburt 874 Jahre. Gleichwohl war mir heute dieser Auftrag nicht ganz nach der Mühe, indem er einen Strich durch meine Rechnung machte: hatte mir nämlich vorgenommen den kleinen Ubele oftmals zu besuchen und ihn selbst auf die heilige Taufe vorzubereiten. Darüber machte ich also meinem P. Guardian elliche Vorstellungen, wurde aber kurz und bündig mit der Frage abgefertigt, ob mir etwa das Seelenheil dieses Judenknauben, der ohnehin im Proselytenhause gut aufgehoben sei, mehr am Herzen liege, als über sechshundert christliche Bauern von Kostol und Zalow.

Dagegen wußte ich nichts einzuwenden und nahm also in nomine Domini den Weg unter die Füße; konnte mir aber nicht

versagen, erst im Proselytenhause vorzusprechen, ob schon daselbige keineswegs an meiner Straße lag. Ging demnach erst über die Karlsbrücke nach der Altstadt und sah bald den kleinen Ubele vor mir stehen.

Der Knabe lächelte; doch merkte ich seinen rothen Augen wohl an daß er in der Nacht mehr geweint als geschlafen hatte. Ich fragte ihn, und er sagte ehrlich: „Ja“ und auf mein „Warum?“ antwortete er das eine Wort: „Die Mutter!“ und dabei fielen zwei heiße Zähren aus seinen Augen auf meine Hand. Da ließ ich ihn ruhig ausweinen; denn es trösteten die Thränen schier besser als menschliche Worte, und als er ruhig geworden, wies ich ihn auf die liebe Mutter im Himmel hin, welche er gestern so beweglich zu seiner Mutter erwählt; sagte ihm, er solle für die irdische beten, daß auch sie die Gade der Befehlung erhalte, und schloß endlich mit den ernstesten Worten: „Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht werth.“

„Glaubet nicht, mein Vater,“ antwortete er, „daß ich darum gesonnen sei, nach Hause zurückzukehren; aber verzeihet mir meine Traurigkeit und seid so gut, besuchet doch heute meine Mutter. Ich glaube, es wird Euch gelingen, auch sie zur Flucht aus dem Hause meines Vaters zu bewegen; denn nur weil sie den Vater fürchtet, wird sie keine Christin. Ihr wißet nämlich nicht,“ sagte er traurig, „wie schrecklich zornig der Vater werden kann, und wie sehr wir ihn dann alle fürchten.“

Da nun der zornmüthige Mann nicht zu Hause war, entschloß ich mich auch zu diesem zweiten Umwege durch die Judenstadt. Wollte wenigstens den Versuch machen, ob die Mutter des Kindes unjeres Religion wirklich so zugethan sei, wie der Knabe vorgab. Demnach sagte ich dem Knaben zu; da er mich aber des weitern anging, ich möchte ihn täglich besuchen, mußte ich ihm gestehen,

wie und warum solches nicht möglich sei. Dabei zog ich, wohl sehend, wie meine Zeitung ihm das Wasser in die Augen trieb, aus meiner Kapuze eine Hand voll Heiligenbilder und ließ ihn auf gut Glück eines ziehen. Er zog sich die heiligen Blutzeugen Mauritius, Ursus und Victor von der Thebaischen Legion, und so berichtete ich ihm mit kurzen Worten noch dieser Martyrer glorreichen Kampf, versprach ihn gleich nach meiner Rückkehr zu besuchen, sowie in der Zwischenzeit fleißig für ihn zu beten, und schied im Namen des Herrn.

Befahl ihn demnach in Gottes, seiner gnadenreichen Mutter und aller lieben Heiligen Schutz und ging meiner Wege, gar wenig bedenkend, daß ich den Knaben in dieser Zeitlichkeit nicht mehr sehen sollte. Eine Magd, ein fromm einfältig Ding, bettete mich um ein Bildchen an, das ich ihr gab, öffnete dann unter wiederholten Knixen und verschloß hinter mir die Thüre.

Vor dem Hause gewahrte ich einen Burfch, welcher nachlässig an der Mauer der gegenüberliegenden Wohnung lehnte, und weiß ich heut noch nicht, warum mir derselbe auf den ersten Blick auffiel, da ja solche Tagdiebe leider Gottes genug in unster guten Stadt Prag umherlungern.

Er bot mir die Tagzeit, die ich ihm, wiewohl nicht sehr freundlich, abnahm, da ich solche Kunden nicht ausstehen kann, und er trollte durch all die krummen und engen Gassen der Altstadt hinter mir drein, bis ich in die schmutzigen Winkel der Judenstadt einbog.

Es liegt aber die Judenstadt am untern Ende der Altstadt, unfern der Moldau, und wohnen daselbst, durch Thore und Mauern von der Christenstadt abgetrennt, an die achttausend Juden. Sie haben allda durch kaiserliches Privilegium mehrere Synagogen, unter denen die „Alteuschule“ (weiß nicht, von wannen der Name) von ihnen schier wie ein großes Heiligthum angesehen wird, indem sie behaupten, dieselbe sei von den ersten Flüchtlingen nach Jerusalem's Zerstörung erbaut worden. Kann aber

nicht verschweigen, daß mir dieser Bericht aus vielen Gründen wenig glaubhaft scheint, wiewohl ich dem seltsamen, schier unheimlichen Bau ein hohes Alter nicht absprechen mag. Es hängt auch in dieser Synagoge eine gewaltig große Fahne vom Gewölbe herab; dieselbe hat Ferdinandus III. der Prager Judenschaft verehrt zum Lohne für die große Treue und Tapferkeit, welche dieselbe bei der Belagerung dieser Stadt durch die Schweden anno Domini 1648 an den Tag gelegt. Glaube aber, daß sie mehr für ihre eigenen Seltsüchle als für kaiserliche Majestät so tapfer kämpften.

Als ich in die Nähe dieser Synagoge gekommen war, sah ich vor dem Schilde eines ziemlich großen Hauses einen Granatapfel gemalt und darunter den Namen „Abel Ubele.“ Fragte also den ersten besten im Gedränge, und der war kein anderer als derselbige Pflastertreter, welcher mir schon vorher aufgefallen, ob dieses das Haus des reichen Ubele sei, was der Burfch freudlich bejahte, und so ging ich stracks auf die Thüre zu. Eine Magd öffnete und fragte sehr verwundert, was mein Begehren sei. Ob der reiche Abel Ubele anwesend, forschte ich, worauf sie, wie ich erwartete, mit Nein antwortete; es sei niemand als die Frau zu Hause. Auf die weitere Frage, ob dieselbe willens wäre, ein Wort mit einem Kapuziner zu wechseln, welcher ihr Nachricht von ihrem Kinde bringe, meinte das Mädchen, daran sei nicht zu zweifeln, doch müsse es seine Herrin zuerst fragen. Hermit ließ mich die Magd in der dunkeln Hausflur stehen. Da sind mir denn doch allerlei Bedenken gekommen was mein P. Guardian zu diesem Abenteuer sagen würde, indem es mir jetzt doch etwas gewagt vorkam, so ohne alle Begleitung in das Haus eines erbitterten Juden einzubringen.

Da aber das Mädchen bald kam und mich einlud, die Treppe hinauf in eine Stube des Hinterhauses zu kommen, dachte ich: „Wer U jaqt muß auch B

sagen“, empfahl mich meinem heiligen Schutzengel und folgte der Magd.

Fand also in einer mit gar kostbaren Geräthen schön gezierten Stube eine Frau in den mittleren Jahren, die viel Siechthum, vielleicht auch Kummer und Glend erlebt haben mochte—so wenigstens sah sie mir aus. Die schaute mich mit ihren rothgeweinten Augen fragend an und sagte: „Bringet Ihr Kunde von meinem Abel? O wenn Ihr wüßtet, was das Herz einer Mutter leidet, nie hättet Ihr mein Kind genommen!“

„Gute Frau,“ sagte ich, von ihrem großen Schmerze gar sehr ergriffen, „glaubet mir, daß ich Euer Leid recht wohl verstehe; aber Gott pflegt diejenigen, so er liebt, durch Leiden zur Freude zu führen. Auch Euch ruft er, ich weiß es; Ihr glaubt, wie Euer gutes Kind, an Christum, oder steht doch wenigstens diesem Glauben nicht fern. Abel selbst erzählte mir—“

„Abel,“ unterbrach mich die Frau, „Abel—also Ihr, Ihr habt mit ihm geredet; Ihr seid es wohl selbst, der ihn zur Flucht verführte!“

„Wohlredete ich vor einer halben Stunde noch mit Eurem lieben Knaben, und er ist es, der mich hierher schickt, Euch zu grüßen und Euch zu bitten, seinem Beispiele zu folgen, derweil Euer Mann abwesend ist.“

„O mein Kind! Mein Abel! Ihr, Ihr habt ihn mir genommen!“ schluchzte sie.

„Nicht ich, gute Frau, Gott, der einst zu Abraham sagte: ‚Verlaß dein Land und deine Sippe!‘ hat ihn gerufen, und Euer Knabe hatte den Muth, diesem Rufe zu folgen. O es ist ihm schwer geworden, Euret wegen, und nicht wegen Geld und Gut, und nur der Gedanke, daß Maria, die Tochter Davids, auch Euch aus der Knechtschaft Aegyptens in das wahre Gelobte Land, verstehe in die Kirche ihres Sohnes, führen werde, gab ihm Kraft und Stärke zu dem Opfer, welches die Trennung von Euch ihm auferlegte. Folget also demselben Rufe der Gnade, welcher auch an Euch ergeht. Wie hättet Ihr sonst Eurem Kinde das heilige Skapulier geben können?“

Aber noch immer war der Jammer von Abels Mutter zu groß, und in ihrer Aufregung konnte sie meine Trostworte nicht recht fassen. Ließ sie also selbst dieses und jenes von dem Knaben erzählen, wobei ihre Zähren reichlich flossen, und das tröstet, wie ich des öftern erfahren, mehr als alle noch so wohlgesetzten Zusprüche. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich aus ihrem Munde, welch mildes und mittheiliges Herz der Knabe vom lieben Gott erhalten und wie schier von der Wiege an seine größte Lust gewesen, sein eigen Vesperbrod mit armen Kindern zu theilen. Da sagte ich: „Sehet nun, liebe Frau, wie der grundgütige Gott die kleinen Opfer Eures Kindes gar so reichlich und wunderbarlich belohnet.“ Erzählte ihr demnach von der wunderbaren Einladung der Mutter Gottes. So sei es des Knaben heilige Pflicht gewesen, diesem Rufe der Tochter Davids zu folgen, und er habe das Opfer zu ersehen, und täglich bete er auf seinen Knien für sie und ihr Heil.

Da wurde die unglückliche Mutter ruhiger, und ihr Herz schien sich der Gnade zu öffnen. Sie erzählte mir aus ihrem Leben, das der Herr gar rauh und dornenvoll gemacht hatte. Durch das Gesetz gezwungen, hatte der reiche Abele die arme Verwandte geheirathet, und wenn schon alle Judenweiber im Vergleiche mit den christlichen Frauen nur als Mägde, ja Sklavinnen behandelt werden, so war das bei der armen Sarah nur noch mehr der Fall. Oftmals erfuhr das ängstliche und fürchtsame Wesen von ihrem Schwirthe die rohste Behandlung. Eine christliche Magd hatte sie mit der Wahrheit unserer heiligen Religion vertraut gemacht und halb und halb beredet, ihrem traurigen Loos zu entfliehen und sich taufen zu lassen. Da kam Abele hinter die Pläne seines Weibes; er peitschte die Magd aus dem Hause, schlug die Mutter seines Kindes grausam und verfolgte sie seither mit um so ingrimigerem Argwohn und Haß, je mehr er mitunter gewahrte, daß sein einziges Kind zu den

Christen hinneige. Was unter solchen Umständen Sarah zu leiden hatte, kann sich männiglich vorstellen; ja sie kam dabei nahezu um den Verstand, indem einerseits ihr Gewissen sie anstachelte, mit dem Knaben der Gewalt des alten Abele zu entfliehen, andererseits beim bloßen Gedanken an des Genannten Grimm eine wahre Todesangst ihre Entschlüsse lähmte.

Solches erfuhr ich von der armen Frau; glaubte also das Eisen schmieden zu müssen, solange es glühte, und setzte ihr gewaltig zu, auch Himmel und Hölle in Bewegung, daß sie jezo die günstige Gelegenheit der Abwesenheit ihres Mannes ergreife und alsbald zu ihrem Knaben in das Prosephenhaus flüchte. Ich selbst wollte sie sofort dorthin geleiten, und sie würde daselbst vor der Wuth ihres Mannes völlig gesichert sein. Schon war sie ziemlich entschlossen, und ich frohlockte bereits über den Sieg der Gnade; dachte auch an den Jubel, wenn ich dem lieben Knaben so rasch und unverhofft seine Mutter bringen würde: da sollte ich erfahren, daß ein solcher Seelengewinn nicht um so leichten Preis, wie mein eitel Gerede, zu erzielen sei.

Item: es riß die Magd unversehens die Stubenthüre auf und rief, wiewohl mit gedämpfter Stimme: „Der Herr kommt!“ Männiglich kam sich unsern Schrecken vorstellen; doch hatte die Jüdin noch so viel Geistesgegenwart, daß sie rasch eine anstoßende Kammerthüre öffnete, mir winkte, dort hinein zu flüchten, und selbe, bevor ich recht zu mir selber gekommen war, hinter mir zudrückte. Es war auch die höchste Zeit; denn so mich der Jud in seinem ersten Strimm erblickt hätte, so glaube ich ganz gewiß, er hätte mich erwürgt.

Gewaltig erschrocken schaute ich mich in der kleinen Kammer um, ob ich etwa durch eine andere Thüre die Treppe gewinnen und ins Freie entkommen möchte, erblickte auch eine solche, aber sie war verschlossen, und unter dem einzigen Fenster, das übrigens jetzt vergittert war, gewahrte ich den großen Judenkirchhof, der allda mitten

zwischen den Häusern in der Nähe der genannten Alneuschule gelegen ist. Hatte freilich für den Augenblick wenig Lust, die unzähligen allda aufgehäuften und mißhebräischen Inschriften bedeckten Grabsteine zu betrachten, dachte vielmehr, da ich nach keiner Seite ein Entkommen sah, an mein eigenes Grab, und suchte meine arme Seele durch eine gute Reu und Leid auf den Eintritt vor ihren ewigen Richter vorzubereiten, wie ich denn nichts anderes erwartete, als den Tod von der Hand des rasenden Juden. Erwog auch in meinem Herzen, ob dies gefährliche Abenteuer nicht als wohlverdiente Strafe von Gott über mich verhängt sei, weil ich ohne Vorwissen meines Guardians den kleinen Abele besucht und meinen Weg durch die Judenstadt genommen hatte, und verlobte ich mich der heiligen Jungfrau zu einem wöchentlichen Fasttag, wenn sie mich in Gnaden aus diesem schlimmen Handel erretten würde.

Während ich so in der Kammer theils an meine Flucht, theils auch an mein naheß Ende dachte, hörte ich nach wenigen Augenblicken nebenan die Thüre heftig öffnen und schließen, dann sährte eine rauhe Stimme: „Weib, wo ist mein Knabe?“

Das war der alte Abele, der ganz unvermuthet rasch von seiner Fahrt nach Venedig zurückkehrte. Er zog nämlich in Angelegenheiten seines Handels dorthin, ja noch viel weiter, bis Constantinopel und Amsterdam. Wie ich nachher vernommen habe, erfuhr derselbe gleich bei seinem Eintritte in die Judenstadt von seinem Stiefbruder, so der Rabbiner an der Alneuschule war, mit wenigen Worten, was sich gestern Abend mit seinem Kinde begeben, und es begleitete ihn der genannte Rabbiner alsbald nach seinem Hause.

Dieser nun antwortete, da die Frau in ihren Klagen keine Silbe herausbrachte: „Hab' ich es dir nicht gesagt? Die Baalspaffen, die Jesuiten und Bettelmönche, haben dein Kind in das Haus des Verderbens geschleppt—dein Fleisch und Blut ist in den Händen Beeizebubs!“

Da hörte ich, wie der Mann mit einem Wuthschrei sein Gewand faßte und zerriß das Knirsche vernehmlich—und dann machte er heftige Schritte durch das Zimmer; sonst war alles mäuschenstill. Doch konnte er seinen Grimm nicht lange bemeistern, und will ich hier sicher nicht alle die schrecklichen Flüche nieder schreiben, die er zumeist in hebräischer Sprache ausstieß und die ich daher auch nicht völlig verstand, wofür ich Gott von Herzen danke. Gleichwohl habe ich genug gehört, daß mir die Haare zu Berg stiegen und ich mich mit dem heiligen Kreuze bezeichnete.

„Ha' die Goim!“ schrie er unter anderem—das Wort bedeutet soviel als Heiden; so schellen nämlich die verstockten Juden uns ehrliche Christenleut—, ha, die Goim! Haben sie mein einzig Kind geraubt! Haben es die Baalspaffen in ihren Netzen gefangen! Soll es den Nazarener, den Zimmermannssohn anbeten—mein Abel, mein eigen Fleisch und Blut! Und o, ich kenne sie, diese Seelenjäger, diese Jesuiten und Bettelmönche—mein Gold, mein gutes rothes Gold, das ich sauer genug aus der Hand der Goim gewonnen, das der Herr in meine Truhe gelegt, auf dieses haben sie es abgesehen, dessen wollen sie sich bemeistern! Aber, so wahr ich lebe und in Abrahams Schooß zu fahren hoffe, es soll ihnen nicht gelingen! Keinen rothen Heller sollen ihre Finger berühren; eher will ich das letzte Goldstück in die Moldau werfen und mein Haus und Waarenlager niederbrennen, als daß diese Baalspaffen mein gutes Geld erhaschen sollten!“

So und in ähnlicher Weise schalt und raste der alte Abele, und es schämte sich der Filz nicht, sein eigenes schmutziges Lafter der katholischen Klerikei anzuhängen, er, der sein ganzes Leben damit zugebracht hatte, einer ehrlichen Christenheit zum Nachtheile zu schinden und zu schaben. Aber so sind die Menschen stets geneigt, gerade ihre eigenen Sünden dem lieben Nächsten anzuhängen. Ich hatte jedoch damals wenig Zeit, solche oder ähnliche

Erwägungen anzustellen, indem ich hörte, wie der Abele, nachdem er eine Weile in der Stube unter lautem Schellen hin und her gegangen, sich plötzlich in seiner Wuth auf sein Weib, die Sarah, stürzte, und half es wenig, daß diese mit lautem Zammern ihre Unschuld an der Flucht des Kindes betheuerte. Der Jude würde sie wohl in seinem Grimm erschlagen haben, wenn ich mich nicht ins Mittel gelegt und die arme Frau vor dem Allerschlimmsten bewahrt hätte.

Da ich nämlich ihr ängstliches Hilfgeschrei hörte, ersetzte mich der eine Gedanke, daß diese arme Seele jetzt in ihren Sünden ohne Taufe aus der Welt scheiden und vor ihren Richter treten müsse, vergaß so aller Todesfurcht und öffnete plötzlich die Kammerthüre mit dem Rufe: „Zurück, Unglücklicher! Willst du dein unschuldigtes Weib ermorden? Da, morde mich; ich habe deinen Knaben in das Proselytenhaus geführt!“

Nicht daß solche Rede irgendwie zu meinem Lobe gereichen sollte, da ich sie keineswegs mit überlegtem Muthe, sondern vielmehr aus blindem Antriebe, wie der heilige Schutzengel es mir eingab, geredet habe. Es ist aber kaum zu sagen, wie sehr die beiden Juden ob meines urplötzlichen Erscheinens erschrocken sind; ja sie wähten schier, ich sei ein Gespenst, und ließ der alte Abele auch sofort von seinem Weibe ab. Da er jedoch sah, daß ich nur ein irdlicher Kapuziner sei, und hörte, daß ich seinen Knaben in das Proselytenhaus geführt, wandte sich alsdann sein Grimm gegen mich. Er sprang wie ein Tigerthier an meine Kehle, so daß ich meine Seele Gott befohl und mein letztes Stündlein gekommen glaubte, dieweil der Jude ein großer, breitschulteriger Mann, auch mir an Kräften weit überlegen war, ob schon sein Haar und Bart schon stark ins Graue spielten. Da kam mir der Rabbiner, der seine Ueberlegung nicht so gänzlich verloren hatte, wie sein rasernder Bruder, zu Hilfe. Er riß ihn von mir los und sagte zu ihm: „Was nützt es dir, so du den Mönch erwürgst? Glaubst du, das könne verborgen bleiben? Hat

man ihn nicht in dein Haus gehen sehen? Soll die ganze Synagoge die bittere Frucht deiner Rache tragen? Ist es dir nicht nützlich, wenn du ihn dahinbringst, den Knaben wieder herauszugeben?"

Wirklich brachten diese Worte den alten Ubele etwas zur Besinnung, und nun begannen beide, bald mit Drohungen, bald mit Versprechen, mich zu drängen, daß ich den Knaben wieder in ihre Hände spiele. Es hat mich aber Gott mit seiner Gnade väterlich vor einem so schmähslichen Verrathe beschützt. Schließlich schnallte der Jude eine schwere Geldkette los und schüttelte die goldenen Dukaten auf den Tisch, so viele ich meiner Lebtag nicht geschaut, vermeinend, er könne so einen Kapuziner fangen, dem seine Regel auch nur ein Selbststück anzurühren verbietet! Sagte ihm also bloß den alten Spruch: Pecunia tua tecum sit in perditionem („Dein Geld sei mit dir zum Verderben,“ Apostelgeschichte am 8.), worauf sie mich, wiewohl mit den Zähnen knirschend, meines Weges gehen ließen, wahrscheinlich, weil nach Abweisung eines solchen Grundes in ihren Augen alle anderen Gründe erfolglos scheinen mußten. Unter der Thüre noch sagte ich, sie sollen der Frau schonen; ich wollte bei der Obrigkeit Anzeige machen, und so würde eine Gewaltthat an ihr nicht ungerächt bleiben.

Gott, seiner gnadenreichen Mutter und allen lieben Heiligen sei gedankt, die mir in dieser schweren Stunde schützend zur Seite standen! Daß ich frei aufathmete, als ich endlich wider Erwarten heil aus dem düsternen Hause heraustrat, wird mir männiglich glauben. Zauderte auch nicht länger, sondern schritt an dem großen Judenkirchhof und der Synagoge vorüber rasch fürbaß und wurde erst etwas ruhiger, als ich das Stadthor hinter mir hatte.

Da bemerkte ich auch, während ich etwas langsamer meines Weges ging, daß der junge Mensch, den ich schon heute dem Proselytenhause gegenüber und dann wieder in der Judenstadt gesehen, mir auf dem Fuße folge. Ich sahte denselben etwas

näher ins Auge, da fiel mir auf, daß der Bursche in seinem Gesichte einem Juden so ähnlich sehe, wie ein Ei dem andern, während er doch einen ehrlichen Christenrock trug, und wollte ihn schon fragen ob er ein Christ oder ein Jude sei, als er mir mit den Worten zuvorkam: „Gott sei Dank, hochwürdiger P. Sebalde, daß ich Euch wiederum in Eurem Leibe vor mir sehe. Muß Euch schon sagen, daß ich in der letzten Stunde Suretwegen in nicht geringer Angst und Sorge war, ja auf dem Punkte stand, die Schaarmache herbeizuholen. Sah ich Euch doch in das Haus des reichen Ubele treten, und ich weiß wohl, daß dessen einzig Kind gestern Abend in das Proselytenhaus ging—auch ich bin in demselben seit Jahresfrist aus einem verstockten Israeliten durch Gottes Gnad' ein Christ geworden. Mein Name ist Rose, früher Abraham, jetzt aber durch Gottes Gnade Franciscus Rose, Sw. Hochwürden, nach Eurem glorwürdigen Erzvater von Alfisi. War also in Furcht und Zittern und glaubte schier sicher. Euer Hochwürden hätten von der Hand des alten Ubele und seines Bruders, des Rabbiners, die ich bald darauf in sichtbarer Erregung eintreten sah, den Martyrertod empfangen. Nun sei Gott ewig Lob und Preis, der Euch wie einen zweiten Daniel aus dieser Löwengrube errettete!"

„Da sieh, P. Sebalde,“ sagte ich zu mir selber, „ei, ei, wie du wieder mit deinen freventlichen Urtheilen danebengeschlagen hast! Wann wirst du endlich den Spruch des Völkerlehrers befolgen: „Nolite judicare“—, „Urtheilet nicht!“ Hast du nun nicht in deiner Herzensbosheit diesen frommen Milbruder in Christo, der in so großer Liebe um dich besorgt ist, einen Taugenichts und einen Pflastertreter genannt, ja ihn schier für einen Spion gehalten, und er hat inzwischen über dein Leben gewacht—P. Sebalde, da nimm dich wieder selber bei der Nase!"

So schalt ich mich in meinem Herzen und redete dann, um mein Unrecht gatzumachen, gar liebevoll und zutraulich mit dem Bur-

sehen. Er ging eine gute Strecke mit mir, und ich erzählte ihm alles von dem kleinen Ubele, seiner Mutter und seinem Vater, gab ihm auch den Auftrag, das ganze Abenteuer meinem P. Guardian zu melden, damit er nach seiner Weisheit der armen Sarah zu Hilfe käme. Das versprach er alles gerne und fügte bei, er werde mit viel Freuden nach Moskau oder Zadow hinaus mir Kunde bringen, damit ich wisse, wie es um meinen lieben Knaben und seine Mutter bestellt sei. Glaubte also, an dem jungen Burschen einen treuen Bruder gefunden zu haben, dem ich getrost die Hut über den

kleinen Ubele überlassen könnte, und ahnte nicht, daß ich drauf und dran war, den Bock zum Gärtner und den Wolf zum Schäferhund zu machen.

Ja, wenn man alles wüßte!—So aber schüttelten wir uns die Hände, und da im selben Augenblicke gerade von den Thürmen der Stadt zu Mittag der Englische Gruß geläutet wurde—hörte das herrliche Glockenspiel der Lorettokirche neben unserem Klosterlein ganz deutlich vom Gradschin herüber tönen,—betete ich den „Engel des Herrn“ vor, und er antwortete; dann schieden wir.



Ein Auftrag an die heilige Jungfrau.

Ein junger Mann, seit langer Zeit gottvergessen, reiste nach Paris und wollte aus Höflichkeit eine Dame, die Freundin seiner Familie, um ihre Aufträge ersuchen. „Ich würde wohl einen Auftrag haben,“ sagte die Dame, „einen kleinen, aber er möchte Sie vielleicht belästigen?“—„Sprechen Sie, Madame, ich stehe zu Ihrem Befehl.“—„Gut, haben Sie die Güte, bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt in die Kathedrale zu gehen, um für mich zu Unserer Frau vom Siege ein Ave Maria zu beten.“ (Das ist die Kirche, in der die Erzbruderschaft des heiligen Herzens Mariens begründet ist.) Aus Artigkeit sagte der junge Mann zu; aber der Auftrag war nicht nach seinem Geschmacke: er bildete sich auf Andacht nichts ein. Nach einem Aufenthalt von einem Monat, während dessen er beschäftigt war, die Sehenswürdigkeiten von Paris zu besuchen, war der junge Reisende bereit abzureisen, als er sich des versprochenen Ave Maria erinnerte. „Um so schlimmer,“ sprach er bei sich, „ich werde nicht hingehen . . . Uebrigens, wenn ich hingehe . . . Ich habe es versprochen.“ Er eilte nach Notre-Dame des Victoires, kniete sich auf einen Betspult, mit der Miene, mit der man einen Frohndienst ver-

richtet, und suchte in einem Winkel seines Gedächtnisses das fast vergessene Gebet zu Maria; endlich findet er es wieder, er betet es. Und plötzlich, wie die glühende Kohle das ausgetrocknete Holz in Brand steckt, so drang diese sanfte Anrufung mit einem Male in's tiefste Innere dieses jungen Sünders; er vergoß Thränen, die er nicht mehr kannte. Der erwürdige Pfarrer von Notre Dame des Victoires, gewöhnt an diese plötzlichen Bekerungen, näherte sich diesem Verschwender, dessen Untreue er ahnte. Der junge Mann bei, verschiebt seine Abreise, kommunizirt, und bei der Rückkehr in seine Heimath war sein erster Besuch bei der Dame des Ave Maria, die über diese Veränderung sich nicht zu sehr wunderte, denn sie war fest gefaßt darauf.



Ohne Zweifel ist der Erlöser nach seiner Auferstehung zuerst seiner gebenedeiten Mutter erschienen.

Diejenigen Personen, welche den Herrn am meisten liebten, waren auch diejenigen, welche seinem Kreuze zunächst standen.

Das Kleinod der Familie ist Religion und Sitte!